

Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 31

Verlag von J. & W. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Göttingen.

Jahrgang 1914



Von der Henley-Regatta: Der Mainzer Ruder-Verein gewinnt in gutem Stil ein Vorrennen gegen die Mannschaft des Jesus College.

Das Fräulein von Bernez. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Fortsitzung.

Nachdr. verb.

Die Nacht war lang genug. Margareta saß ganz schlummerlos am Fenster und lauschte bald dem Engadinerlied, das Toni drunter vor dem Kostall sang, bald sah sie über die Hügel hinweg. Und ein unendliches Heimweh nach dem fernen Engadin fasste ihr Herz an. Und dann erschreckte sie der Schritt der doppelten Schildwache, die auf dem Kies drunter ihren Dienst tat.

Als der Tag endlich graute, wollte sie hinaus, dem armen Vater den Morgenkuss zu bringen; aber die Tür war ja geschlossen! Und sie blieb geschlossen, bis eine Schildwache öffnete und eine Rose ohne Blüte das Frühstück auf den Tisch stellte. Dann war es wieder wie früher. Ein Schreibtisch mit Papier. Margareta warf sich auf den Stuhl und fing an zu schreiben: Memoiren des Fräuleins von Bernez — und starnte auf die Seite und strich sie durch und zerbrach den Stift. Gedanken ohne Blumen, Erinnerungen ohne Sonne möchten das müde Haupt auf den Arm niedergedrückt haben; sie schließt ein.

Draußen wieherten die Rosse; sie wäre erwacht, auch wenn es nicht geklopft hätte. Die Wache öffnete, der Beamte stand auf der Schwelle, hinter ihm einer mit dem langen Buch.

„Gnädige, wir treten ein. Mit Verlaub! Sehe er sich und schreibe das Protokoll! — Ich muss Euch mit etlichen Fragen interrogieren. Nur Sache! Wie ist der werte Name?“

„Margareta von Planta zu Wildenberg.“ „Gut.“ Er trat näher, die klugen Augen unter den grauen Büscheln waren scharf, aber mild auf die Sizende gerichtet, bis nach einer tiefen Stille plötzlich drei Fragen so in Margarets Seele schlugen, daß sie dem Untersuchungsrichter drei Tage erwarteten. Es waren:

„Seid Ihr verheiratet? Mit wem? Warum jetzt nicht mehr?“

Margareta, wie von drei Wogen umzustoßt, stieß aus der gepreßten Brust: „Die gelöste Ehe mit Oberst Nikolaus Christ darf nicht mehr herbeizogen werden! Ich bitte um Aufstand und um Schluß der Untersuchung.“

„Frau Gräfin, ich bitte nicht an meinem Wohlwollen zu zweifeln —“

„Das ich hoffentlich niemals zu gebrauchen habe —“ und stolz schritt sie zum Fenster und schaute hinaus. Aber der graue Richter blieb ruhig; sein Auge hatte auf dem harten, stolzen Antlitz der Engadinerin etwas wie halb verwirrte Linien einer tiefen Trauer bemerkst. Ohne auf den äußern Stolz zu achten, diktirte er langsam das Seelenbild: „Frau — schreiben wir Frau Planta — scheint nicht vollkommen frei zu sein. Ist's geschrieben? Furcht vor dem Herrn Vater hat sie sichtlich beeinflusst. Es ist zu vermuten, daß sie zu ihrem Gatten zurückkehren würde —“

Er wartete auf ein Wort vom Fenster her, auf einen Blick — sie kamen nicht. „Abgeschlossen!“ Protokoll und Zimmer waren abgeschlossen —

Länger und lauter war die Untersuchung bei Peter von Planta. Aber Margareta hatte genug an der ihrigen und wieder fing

es an zu stürmen tief im Herzen. Einen Stein hatte man ihr wieder in den See geworfen. Und sie hatte doch den Stein weggeworfen, droben im Schneesturm in Samaden! Und sie hatte doch nachher auf dem Stück Papier es schriftlich gegeben, sie habe auf Nikolaus Christ's Hand verzichtet, nur seine Liebe wolle sie bewahren im stillen Herzen und im stillen Grab! Im stillen Herzen? Ach, sie wollte hinaus zu den düstenden Nekern, der Saal erdrückte sie! Aber beide Türen verriegelt! Und es war ihr, als stünde jemand im verriegelten Saal und schauderte ihr einen Fluch nach dem andern ins Gesicht wie einen Eisenhandschuh, ihr, der schwachen Braut, der treulosen Gemahlin!

Wie die zitternde junge Gemse, wenn sie vom Geier fliehen will, noch da und dort ein Gräschchen holt, so hatte Margareta vom Mittagsmahl einige Krumen genommen. Dann lag sie gebrochen und zerrissen auf dem Divan; nur die Sonne war es, die glauben ließ, die Ruhende werde gefund und jubelnd ausspringen, sobald das Herz seinen Kampf ausgerungen habe und das Herz werde nicht brechen.

Aber die Sonne mußte scheiden, ohne den Jubelschrei mitnehmen zu können; es müssen die stillen Sterne noch ihre Arbeit tun.

Am frühen Vormittag gingen plötzlich in Margarets Saal beide Türen auf, während sie blau und müde, aber still und friedsam am Fenster saß. Zu jeder Tür stanzte sich eine Schildwache hin. Der Beamte mit den Goldtressen, aber ernster noch als gestern, stellte sich in die Mitte des Saales und sprach feierlich, feierlich wie einer, der vor dem Allwissenden und Allgerechten gebetet hat:

„Im Namen Gottes! Im Auftrag des Fürsten von Fürstenberg! Landeshauptmann Peter von Planta, tretet ein! Gedenket des Eides, den Ihr geschworen habt, kein Wort hier zu reden, das der Freiheit der Tochter nahe tritt!“

Planta trat ein und preßte die Lippen; es hatte einen Eid gebraucht, diese Lippen zu schließen.

„Im Namen Gottes! Im Auftrag des Fürsten von Fürstenberg! Graf Nikolaus von Christ, tretet ein!“

Er trat über die Schwelle. Margareta hatte einen Blick hinstellen lassen: schwarz, wie zu einer Beerdigung, blaß im Antlitz wie eine Leiche — so sah sie ihn und schlug die Hände vor die Augen.

„Im Namen Gottes! Margareta, geborene von Planta, vermaßt von Christ, höret! Eure Heimat, das Land der Freiheit, will, daß Ihr ganz frei seid. Ihr werdet frei von ihnen können, wie der Herr Landeshauptmann von Planta und wie der Herr Graf Nikolaus von Christ. Graubünden und der Fürst von Fürstenberg schützen die Freiheit eures Herzens. Das andere macht mit Gott und Eurer Seele aus! Wählt!“

Margareta starnte hinein in den totenstillen Raum. Sah sie eine weiße Gestalt? War die tote Mutter erschienen? Ihr als Wegweiserin im sächterlichen Augenblick der Entscheidung? Sie mußte es gewesen sein;

nur sie, die Mutter, nur die gute Mutter konnte da führen.

Margareta schaute zum Vater, er streckte die Arme aus. Sie liebte ihn noch mehr als je! Sie schaute zitternd zu Nikolaus: er stand wie eine Bildsäule, ohne Atem, ohne Herzschlag, ein totes Denkmal der treuen Liebe. Aber um so lauter riesen die Augen, aus denen zwei Tränen brachen: Margareta, warum hast du mir so weh getan, Margareta!

Sie konnte nicht wegsehen. Da schritt Peter von Planta in die Mitte des Saales, die Faust erhoben. Da war's, als habe gerade diese Faust die Tochter hingestochen — zu Nikolaus. Ihre Tränen benebneten seine Schulter: „Nikolaus, ich kenne nur dein treues Herz! Das andere haben andere getan.“ Es war, als stünde ein Friedensengel an der Schwelle. Aber erschauernd wischte er zurück. Peter Plantas Lippen waren vom schweren Eide gelöst:

„Befürher, keinen Frieden mit Euch! Und du, du bist mein Kind nicht mehr!“

Nikolaus und Margareta wichen sich auf die Knie, um mit erhobenen Händen einen Fluch abzuwendend, der auf sie stürzen wollte.

Planta stürzte aus dem Saale — — — „Steht auf und werdet glücklich!“ sprach mild der Beamte. „Wir haben unsere Pflicht getan. — Wache ab! — Geht heim zu euren Bergen!“

„Ich habe kein Wildenberg mehr. Nikolaus, sei du meine Heimat! Das hat meine tote Mutter getan, die Gute!“

„Margareta, aber durch Menschenhand! Du wirst es erfahren, daß es noch Engel gibt auf Erden! — Fürstlicher Beamte, wir danken. O, allen, allen, die mir meine Margareta wiedergegeben haben!“

„Ich danke. Empfehl mich und wünsche den Vermählten und Wiedervermählten Glück und Segen. Gott beföhnen!“ — Er schritt mit der Wache hinaus.

„Gott beföhnen!“ riesen ihm zwei Herzen nach.

„Margareta, es gibt Engel auf Erden!“ „Es muß sein. O sag, wie ist alles, alles so gekommen?“

„Alles, alles hat ein Engel so treu und fein und stark besorgt. Soll ich ihn rufen? — Urschla, Urschla, kommt herein!“

Und sie kam. O, wie unter dem querübergebundenen schwarzen Tuch die treuen Augen leuchteten!

„Nein, nein! Ihr wollt beide mich umarmen? Laßt das! Nichts da! Ich bin müd geworden und sitzen muß ich. So jetzt. Der Stuhl da ist für Herrn Nikolaus.“

Da breitete die breite Alte ihre Arme aus: „Wo ist das Fräulein von Bernez früher so viel gesessen, im Lachen und im Weinen?“

„Ich weiß, ich weiß! Urschla, auf deinem Schoß!“

„Ich mein's. — Und lehn das müde Köpfchen nur an! Mit dem Vater wird's schon wieder gut. Und wenn die selige Mutter käme, müßte sie uns anschauen und mir sagen: „Urschla, du bist gut zum Fräulein von Bernez.“*

Und draußen war es auch sonnenvoll, die Landschaft von Heiligenberg und die Zukunft. Hinaus trieb es die drei Glücklichen. Es bleibt doch kein Herz gern auf dem Schlachtfeld, es vergibt lieber Kampf und Sieg und will heim. Heim!

Auf einem stolzen Dreispänner war das Fräulein von Bernez nach Heiligenberg gekommen, ein Einspänner sollte sie heimführen. Donner und Doria, das ist doch nicht das braune Piemonteserhöslein, das einst in Bernez seine Sprünge mache und so stott varierte und des alten Herrn Planta Augenweide war? Und das stürzte und die Hochzeit von Tarasp so unlustig mache? Und das im Berninaschnee stapste und dampste? Nein, nein! Aber Herr Nikolaus hatte dafür gesorgt, daß bei der Entscheidungsschlacht so ziemlich alles gleich sein sollte wie bei der ersten Schlacht vor vielen Jahren in Bernez. Sich selbst konnte er das Grau nicht vom Kopfe reißen; aber das Röcklein magst du meinethalben einen glücklichen Neffen jenes früheren nennen, von dem Herr Peter Planta bemerkt hatte: „Das nenn' ich Gehorsam, Subordination, und das ist mir das Erste.“

Als wollt' er alle Huße abschlagen, zog der braune Piemonteser aus. Der Hochzeiter selbst war der Venter der Hochzeitskutsche, in der die beiden so vergnügt sahen: Margareta und die schwere, breite Urschla. Was diese doch zu erzählen hatte und wie sie alles erzählte! Wer hätte nicht lachen müssen!

Aber plötzlich wurde Margareta ernst, düster, die Augen wurden groß und starr. Wie der Schrei einer Tänzerin, die zusammenstürzt, kam's zu den verblauten Lippen: „Vater, Vater!“

„Ha, der Vater, der wohl!“ lachte Urschla breit, fuhr mit dem Beigesinger durch den Mund und ein lustiger Pfiff tanzte mit dem Finger in die Lust. Nikolaus hatte noch mehr Mühe, den Piemonteser zu mähigen. Durchdran schmiegte sich Margareta an die Alte.

„So lauscht einmal, mein armes Fräulein! Ich sag's dir hübsch ins Ohr: der Vater ist auch auf der Hochzeitsreise —“

„Lüg nicht!“
„An den schönen Genfersee fährt er und feiert frohe Hochzeit mit der — ach, weiß ich, welches Jüder von Namen sie schleppt! Weißt halt, mit der, die in Tirano —“

„Was! Pauline von Senarens —“

„Und dort hält's sollen eine Doppelhochzeit geben. Weißt, der Junker von Salis hätte dort den Schnurrbart nach oben gedreht und gesagt: Erreicht!“

Da war von Margaretens Stirne die Wolle weggezogen.

„Lieber Nikolaus, lasz rennen! Ich fürchte noch immer, es könnte mir gehen wie in Brasil und sie könnten mich noch einmal ins finstere Loch steden.“

Sie war aufgesprungen und hatte den Arm um des lieben Fuhrmanns Hals geschlossen.

„Mach keine Geschichten nicht!“ brummte Urschla und zog das Fräulein zurück. „Jetzt rennen wir noch eine Pappel an, und ich habe doch alles zu einem glücklichen End geführt —“

„Zu einem glücklichen Anfang, Urschla! Hör, Margareta, willst du lieber zu mir hersitzen, wenn Urschla es erlaubt?“ Das Röcklein bämpte sich, stand, scharrte.

„Auf keinen Fall nicht! Margareta sitzt neben mir! Hab' wenig Lust, da auf die

feindliche Erde zu purzeln. Schaut, noch sieht man die Kappe des Schlosses! Sie, dort ist mir's Herz schier zerbrochen. Und zerbrochen wär's, hätt's mir die selige Mutter nicht mit ihren zarten Händen zusammengehalten. Jetzt hab' ich ihren letzten Willen erfüllt. Schaut noch einmal zurück und dann nimmermehr! Hätten wir nur bald die Dächer von Bernez in den Augen! Könnt's glauben oder bleiben lassen, müde bin ich worden mit dieser Geschichte. Und alles, alles für das Bißchen Fräulein von Bernez! Wenn der Herr Bräutigam nicht eifersüchtig würde, so hätte ich schon einen Kuss verdient —“

„Da hast du einen, gute Seele du —“ und Margareta lachte just wie vor zwanzig Jahren und drückte die Lippen auf die Ebene der Wangen, die voll war von tiefen Runzeln und tiefer Treue.

„So, jetzt bin ich bezahlt. Da, liebe Leute, von vorne anfangen, nein, das wollt' ich schon nicht mehr. Noch einmal mit meinem krummen Finger all die Briefe schreiben, noch einmal so oft in den Kalender schauen und alles austülpeln, noch einmal Spässe machen, derweil's Herz bricht, nein, es ist genug. Aber auslochen will ich euch in Bernez, daß der Mehlschmarren bis nach Tarasp hinunter dusftet.“

„Ja, ja, und die armen Kapuziner sollen Fische und Schneden bekommen! Die haben meinewegen genug geitten. Nikolaus, den Bruder Kolumban mußt du kennen lernen, das ist ein goldener Mensch —“

„Das kann man erzählen, wenn's Röcklein müd ist,“ lachte Urschla und schob das Kopftuch weit über die Stirne hinauf. „Jetzt drauf los! Da ist fremde Erde unter uns. Bevor ich nicht die Tannen rauchen höre daheim auf dem Bühl droben, zavelt's da drinnen. Hophopp, Herr Nikolaus, lasz rennen!“

Was meinst du, wollen wir der Kutsche der Glücklichen nachreiten? Schau, wie der Staub zur Lufthirbt von den Husen, die du schon nicht mehr sehen, nur hören kannst! Und nun hörst du sie nicht mehr — noch ein silbernes Klingeln, ein lustiges Tingtin. Das wird wohl das Glöcklein des friedvollen Glücks sein.

Uns haben sie am Wegstein sitzen lassen und das war wohlgetan. Vom Glück erzählen, ist ja so langweilig und traurig; die Leute niesen, und erwachen erst dann, wenn es wieder lustig anhebt von Streit und Leid und Trauer. So mag denn auch das Fräulein von Bernez es darum, wie wahr der alte Spruch aus Hellas ist, daß der Streit der Vater aller Dinge sei!

* * *

Wieder war die Weinlesezeit ins sonnige Weltlin gekommen. Ein wolkenloser Oktoberhimmel wölbte sich über Tiranos Dächer. Aber in den Weinbergen ringsum war's so still; nur da und dort blinkten weiße Kerzen zwischen den blauen und goldenen Trauben.

In Venostas Weinberg arbeitete eine Jungfrau mutterseelenallein. Ihre schwarzen Augen waren naß, der Haze zum Trost.

Ob Bianka an den toten Vater Siro dachte? Der war vor Jahren gestorben und machte die Tochter nicht mehr zittern wie ehemals, da er Tag um Tag vom Tyrannen und Geizhals Pietro Planta sein Sprichlein sagte. Der Herr im Himmel wird dem Weltlin seine gar geringe Liebe zu den fremden herrischen Bündnern verziehen haben.

An jenem Oktobertag wäre der Alte so wie so nicht in seinem Weinberge gewesen; war doch eine Versammlung in Tirano und sein Sohn Luigi führte dort das große Wort. Und das Wort hieß: Ein freies Weltlin!

So arbeitete Bianka allein. Doch oft schaute sie zur Villa Planta hinauf. Dort stand schon eine lange Weile eine Frau am Geländer des Plattdaches und schaute hinaus und dann wieder auf das Mädchen, das kleine, weißgekleidete, lustige Ding, das sich wieder und wieder wie ein Täubchen an das schwarze Kleid der Frau schmiegte.

Ausgestorben waren die Gassen von Tirano. Nur dann und wann zog ein Trupp von etlichen Männern und dann wieder ein einzelner eilig hindurch, alle zum gleichen Ziel, zum großen Gemeindehaus.

Dort im weiten Saale war es schwül und voll und laut und dann wieder so unheimlich still, wie wenn Männer im Wald an einem gewaltigen Baum sägen und hacken und ziehen und dann mit verhaltinem Atem hinlauschen, ob das erhoffte und doch so entsetzliche Krachen nicht bald, bald komme.

Die Versammlung leitete sich selbst wie eine stürmische Landsgemeinde, weil jeder meinte, alle hätten auf sein erlösendes Wort geharrt. Und ein Wort rang mit dem andern und wollte das herrschende Wort werden, obwohl alle eigentlich das Gleiche schrien.

Dort vor am kleinen Tisch das hagere, weihglockte Männlein, mit den zwei lobsicharzen Punkten neben der Nase, fand die Versammlung nehm' ihren guten Verlauf und er könne sie unmöglich auf eine andere Bahn leiten.

Und neben ihm der junge Mann mit den gekreuzten Armen und dem gesenkten Haupte warf bald einen Blick auf das ohnmächtige Männlein, bald in den gefüllten Saal, um dann wieder mit den weichen Brauen die dunklen Augen halb zuzudecken. Er wartete auf einen Augenblick, der kommen sollte.

Da drängte sich mit den Ellbogen ein großer Mann durch den Lärm und durch die murrende Masse bis vorn zum Tischlein, zog den Hut vom Schne seines knochenhartem Antlitzes, das schweigend sich hin und her wandte. Wirklich, wie lärmende Knaben schwiegen, wenn plötzlich ein stummer Männerkopf über den Baum herüberschaut, so schwiegen nach und nach die Weltliner. Da fing der Alte an:

„Sind wir in Tirano? — — Oder sind wir in Paris?“

Der junge Mann am Tischlein hustete heiser; es klang wie Spott, den aber die Weltliner ebensowenig wie die Frage des Alten verstanden. Es wurde noch stiller.

„Ich werde diesen Gemeindesaal wohl nicht mehr betreten. So hört mein letztes Wort! Ein freies Weltlin wollen wir haben. Aber keine Rebellen wollen wir. Mäuber sind wir keine, Mörder sind wir keine. Wollen wir es werden? Ihr wollt die Graubündner vertreiben, wollt‘ —“

„Fort aus dem Land die Tyrannen!“ „Fort die Wucherer!“ „Fort die Verschworenen!“ So tönte es aus hundert und hundert feuerspeienden Mündungen dem Alten an die weiße Stirn.

Da rief noch lauter und seuriger als all die andern der Alte selbst: „Ja, fort mit den Tyrannen, fort mit den Wucherern!“ Und stiller ward es wieder.

„Ich wiederhole es mit einem meiner letzten Atemzüge: Fort aus dem Weltlin jeder



Der König von Belgien (X) auf der Fahrt durch die Straßen von Bern.
Vom Besuch des belgischen Königs in der Schweiz.



Monsieur David, Paris.

Zum Nachfolger Bertillons, des berühmten Leiters des Pariser Erkennungsdienstes und Schöpfers des anthropometrischen Systems, wurde Monsieur David ernannt.

Der König der Belgier, der zum Kuraufenthalt mit seiner Gemahlin in Montreux weilt, traf in Bern zu einem Besuch des schweizerischen Bundesrats ein. Nach dem Empfang im Bundeshaus folgte ein Besuch des Bundespräsidenten Hoffmann in der belgischen Gesandtschaft. Nachmittags besuchte der König die Schweizerische Landesausstellung, wo er mehrere Abteilungen in Begleitung des Bundespräsidenten, des Herrn Bundesrats Schultheß, sowie der Ausstellungsleitung besichtigte. Besonderes Interesse schenkten die Herren der Maschinenhalle, der Textilindustrie, dem Uhrenpavillon und dem Pavillon der Schokoladenindustrie. Über alles Geschene äußerte König Albert Worte hoher Bewunderung. Nachdem im eleganten Speisesaal des „Hospes“ bei „einfachem“ Tee mit kaltem Buffet Abschied gefeiert worden war, fuhren die Gäste nach dem Bahnhofe, wo sie mit dem 5.13 Zug nach der Gegend des Genfersees verreisten.



Violinvirtuose August Duesberg,
erhielt von der Stadt Wien die große Goldene Salvatormedaille.

mehrere Abteilungen in Begleitung des Bundespräsidenten, des Herrn Bundesrats Schultheß, sowie der Ausstellungsleitung besichtigte. Besonderes Interesse schenkten die Herren der Maschinenhalle, der Textilindustrie, dem Uhrenpavillon und dem Pavillon der Schokoladenindustrie. Über alles Geschene äußerte König Albert Worte hoher Bewunderung. Nachdem im eleganten Speisesaal des „Hospes“ bei „einfachem“ Tee mit kaltem Buffet Abschied gefeiert worden war, fuhren die Gäste nach dem Bahnhofe, wo sie mit dem 5.13 Zug nach der Gegend des Genfersees verreisten.

Der Riesenbesuch auf der Grunewald-Rennbahn.
Über dem weiten Plan ein Summen und Schwirren — Grand-Prix-Zieber unter erschwerenden Symptomen: nervenaufreibende Wetten, Erregung, Vermutungen, Enttäuschungen, Überraschungen! Am Kaiserpavillon ein lautes Durcheinander von Kurs-Sportlern, Nur-Zuschauern und Beitretern aller möglichen Interessensphären im Bereich des Turfs, von Großstadtpublikum und eleganter Welt.



Der Riesenbesuch auf der Grunewald-Rennbahn am Tag des Großen Preises von Berlin.



Vom See-Jagdrennen in Magdeburg: Das Feld passiert den See.



Flieger Delerich, Leipzig, stellte einen neuen Höhen-Weltrekord (7500 Meter) auf.

Neue deutsche Flugrekorde.

In erfreulicher Weise beginnen die deutschen Flieger Weltrekorde aufzustellen. Der Kämpfersflieger Vinnekogel erreichte in Johannisthal eine Höhe von 6570 Meter, wodurch er den mit 6150 Meter aufgestellten Rekord brach. Aber wenige Tage später wurde ihm der Sieg wieder entrissen; der Leipziger Flieger Delerich erreichte eine Höhe von 7500 m. Delerich, der Chef-pilot der Deutschen Flugzeug-Werke in Leipzig-Lindenthal stieg auf einem D.F.W.-Militärdoppeldecker mit 100 P.S.-Mercedesmotor auf und erreichte nach ungefähr zweistündigem Fluge die angegebene Höhe. Beide Barographen zeigten über 7500 Meter, doch wurden die Höhenmesser zur nochmaligen genauen Nachmessung an das

Physikalische Institut der Universität Leipzig gesandt. — Der Albatros-pilot Reinhold Boehm brachte den Weltrekord für Dauerflüge an sich; er stieg 5.52 Uhr auf und landete erst um 6.4 Uhr am nächsten Abend; er war also 24 Stunden 12 Min. geflogen.

Das See-Jagdrennen bildete die Hauptattraktion des letzten Magdeburger Renntages. Natürlich hatte die in Aussicht stehende Wasserpantomime ihre Anziehungs Kraft auf das Publikum nicht verfehlt. Die mit einem Ehrenpreis und 4500 M. ausgestaltete Konkurrenz wurde von Lieutenant v. Raven auf Sweet Noß gegen acht Konkurrenten gewonnen.



Der Flieger mit Sauerstoffmaske in seinem Apparat.
Der neue deutsche Höhen-Weltrekord-Flieger G. Vinnekogel (6570 Meter).



Ilja Repin,
der berühmte russische Maler,
der seinen 70. Geburtstag feiert.

Bum 70. Geburtstag von Ilja Iesimowitsch Repin.

Russlands populärster und bedeutendster Maler, Iesimowitsch Ilja Repin, wird in den nächsten Tagen 70 Jahre alt. Geistige Frische und künstlerische Regsamkeit verschönern seinen Lebensabend und so mancher klare Tag in seinem im alt-russischen Stil gehaltenen Landhaus "Penaten" in Kuokkala am Finnischen Meerbusen findet den Greis noch an der Arbeit. Seine Produktivität ist

außerordentlich. Berühmt sind die Gemälde: "Die Saporker Kosaken schreiben an den Sultan Mahomed IV.", "Zarewna Sophia von ihrem Fenster die gehaltenen Streichen betrachtend", "Eine Sitzung des Reichstags" und "Iwan der Grausame". Alle seine Bilder zeichnet die künstlerische Beherrschung des Raumes, die Ökonomie in der Verteilung und Belebung der Massen aus. Auch als Porträtißt hat Repin Bedeutsames geschaffen.

Tyrann! Weltlin wird und muß ein freies Land werden!"

Da jubelte es im Saal, als mühten die Gipstrauben aus der Decke fallen. Es sang hell, das Morgenlied eines Volkes. Und als es ausgelungen war, warf der Alte in furchtbar ernstem Ton durch den weiten Raum die schwere Frage: „Aber wie, wie, sagt, wie soll das Weltlin frei und glücklich werden? Hört, was euch einer sagt, der bald das Glück des Grabs bekommt! Hört mich, bis ich mein letztes Wort gesagt habe und meinen Hut wieder aufsetze! Wollt ihr's?"

Feierliche Stille. Das hagere Männlein am Tisch stand auf und kreischte: „Wer den ehrwürdigen Redner unterbricht, sei ehrlös! Signor Emilio Lanfranchi, sprech! Ihr habt am längsten die Faust der Graubündner gefühlt, ihr habt das erste Recht, den Weg zur Freiheit und zum Glück zu zeigen."

Emilio Lanfranchi hub an:

„Eine neue Zeit kommt. Kriege werden kommen. Die Länder werden wie Kastanien verteilt werden. Der französische General Bonaparte in Italien ist der größte von allen, die teilen werden. Er unterhandelt mit den Herren Graubündner wegen dieses Landes. Bis jetzt sind wir Untertanen der Bündner gewesen, aber Untertanen wollen wir nicht mehr bleiben!"

„Fort aus dem Land, Tyrannen!" brüllte es hinten im Saal.

„Schweig, bis ich fertig bin! Mithörer, hört mich an! Drüber in Frankreich haben sie auch mit der schönen Freiheit angesangen. Ist recht gewesen. Aber dann haben sie mit dem Stehlen, Konfiszieren und Morben geendet und das ist eine —"

„Notwendigkeit gewesen," rief der junge Mann vom Tischlein herüber.

„Nein, junger Venosta, eine Sünde ist's gewesen und eine Schmach. Oh, soll unser Weltlin von Dieben und Mörbern geschändet werden?"

„Nein, gereinigt soll es werden von Die-

ben und Mörbern, die dreihundert Jahre im Tale gehaust haben!"

„Signor Venosta, man hat mir versprochen, mich auszuden zu lassen. Ihr könnt sprechen, sobald ich fertig bin. — Hört mich! Ich weiß nur einen einzigen Weg zu unserem Glück: wir müssen die Graubündner bitten, uns als vierten Bund aufzunehmen, als freie Leute wie die Leute am Rhein und am Inn, an der Albula und an der Landquart! Die Berge von Graubünden speisen unsere Maica, wir gehören zu Graubünden. Ihr sagt: die Bündner wollen uns nicht. Das ist nicht wahr. Es sind einige Herren, die uns nicht wollen, weil wir den alten Glauben haben. Aber diese Herren sind nicht das Volk. Die Bündner sind brav. Und besser als ihre Landvögte gewesen sind. Und die hören auf, wenn wir einmal zu Graubünden gehören. Und das sag' ich noch: verflucht sei jeder Weltliner, dreimal verflucht, wer den Graubündnern einen Gulden, einen Stein stehlen will! Drei mal verflucht!"

Das donnerte durch den Saal. Dann hob der Alte die Arme und seine Augen nah.

„Drüber über den Bergen, wo die Tannen rauschen, wohnt ein gutes Volk, ein freies Volk, das nur eine Sünde begangen hat: es hat uns bis jetzt nicht an seinem Tische lassen lassen. Aber nun breitet Rätien die Arme aus und ruft: Verzeihen wir einander alles und seien wir Schwestern! Die Tannen und Oliven küssen sich. Weltiner, lasst mich sterben, wenn ich diesen Tag gesehen habe!"

Der Alte setzte den breiten Hut auf.

„Wir warten ab," meinten dann einige der Älteren.

„Vorwärts, vorwärts!" schrie eine dünne Stimme.

„Wir warten ab! Wir lassen uns von den Jungen nichts befehlen."

Das war weitauß die Mehrzahl und schon lehrten sich etliche zur Tür.

„So geht denn blind zum Teufel!"

Das dröhnte, das war eine Posaune. Wer

gehen wollte, lehrte wieder um. Da stand er schon auf dem Tische und wartete ab, ob seine Tiranei wirklich zur Hölle wollten.

Luigi Venosta war es. Aber er war ganz anders als damals, da Fräulein Margareta von Planta ihn in seiner Haldenhütte besucht hatte. Keine traurige Blässe mehr im schönen Antlitz, nein, Leben. Kein Schwachen und Hoffen und Zweifeln mehr an der Strenge, nein, Härte und Macht und Klarheit. Und die dunklen Augen, die eindringlich vor langen, langen Jahren das Fräulein von Bernes bezaubert hatten, sie waren noch feuriger geworden, sie konnten nun auch Männer bezaubern.

Emilio Lanfranchi hatte vordem die Arme wie zum Gebete ausgebreitet, Luigi Venosta streckte die Fäuste wie Hämmer hinaus in die Schwüle des Raumes, durch den ein Murmeln ging: „Fertig! Wir wollen warten." Aber das Murmeln der Alten verstummte und lauter und immer lauter rief und schrie und jubelte es: „Luigi Venosta ist unser Mann, Luigi Venosta soll reden!"

Luigi Venosta war eine Rede. Alle, alt und jung, schauten sie zu ihm. Alle wußten: er ist fromm, er geht mit den andern jeden Sonnabend zur Madonna von Tirano, er ist gut zu seiner alten Mutter, er kann das Bündnergewimmel im Weltlin nicht leiden, er hat die Schriften der französischen Philosophen verschlungen, er spricht im Kreis der Jünglinge am Feierabend nicht von Tanz und Fest und von Weltlinerinnen, er spricht von den siegreichen Waffen der französischen Republik, von der Freiheit der Völker, vom kleinen General Buonaparte, der von der Insel Korsika als Alltagssub ausgezogen und bereits der erste Mann in Europa geworden sei und in seiner Hand die schönen Lese Weltins trage, weil er ein Kind der großen Freiheit sei — — — — —

Ja, und nun singt diese verkörperte Rede noch an, die klirrenden Lippen zu öffnen! Luigi Venosta riß den Hut von den Locken und schüttelte die Locken zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gestimmt. & Humoreske von Adolf Thiele.

Nachdr. verb.

Am runden Tisch im „Bären“ ging's heute wieder einmal lebhaft zu, in allerlei losen Redensarten platzten die Geister auseinander.

„Ja, Ihr Lehrer habt's gut!“ rief der dicke Weinwirt Bullermann. „Ihr habt Euer Gewisses, darunter tut Ihr's nicht. — Sorgen gibts bei Euch nicht —“

„Sehr richtig!“ stimmte der Lehrer und Organist Hutherr mit ernstem Gesichte zu. „Sorgen sind bei uns so selten wie Haare auf Ihrem Kopfe.“ Der Weinwirt fuhr unwillkürlich mit der Hand in die Höhe, wie um sein laches Haupt vor dem Spotte zu schützen, während ihm die Krone auslachte.

„Na, schadi nichts,“ meinte er dann, „so bekomme ich das Photographieren billiger, wenn ich die Platte gleich mitbringe —“

„Und dann haben Sie auch mittags stets eine Platte mehr wie die andern,“ rief der Kaufmann Henze.

„Lebriegens,“ bemerkte Hutherr mit seiner unerschütterlichen Miene, „eine Platte ist immer das beste Mittel gegen graue Haare und das ist von Nutzen, zumal das Haarsfarben gefährlich sein soll.“

„Wie?“ fragte man, „ist es wirklich gefährlich?“

„Entschieden!“ sagte Hutherr. „Ich hatte

einen Onkel, dessen Haar grau war; da färbte er es dunkelbraun und was denken Sie, daß ihm passiert ist?“

„Die Haare fielen ihm aus?“ rief man. „Blutergistung? — Kopfschmerz?“

„Nein, dieses nicht, aber drei Wochen später war er mit einer Witwe mit vier Kindern verlobt.“

Ein Hallo folgte diesen Worten und so trieb man's weiter.

Endlich ging aber einer nach dem andern heim, und auch Hutherr griff nach Stock und Hut.

„Auf ein Wort!“ sagte Bullermann und erhob sich. „Sie könnten mir den Gefallen tun, mein Klavier einmal zu stimmen; natürlich nach der Tage. Vielleicht morgen —“

„Gut!“ sagte Hutherr. „Morgen nachmittag um fünf Uhr werde ich kommen.“

„Und Sie bringen wohl auch Saiten mit, es sind mir ein paar gesprungen?“

„Schön, wird gemacht! Gute Nacht allerseits!“

Damit ging der Organist davon; von dem eigentümlichen Lächeln, das um Bullermans Lippen spielte, bemerkte er nichts.

Der Weinwirt wurde überhaupt kreuzförmig und erst dann nachdenklicher, als man ihn

damit neckte, daß er heute in den „Bären“ gekommen sei, um auch einmal „etwas Ungepflegtes“ zu trinken.

Am andern Tage vunliß fünf Uhr tat sich die Tür zu Bullermans Weinstube auf, und herein trat der Organist Hutherr. In der Hand trug er ein Klästchen mit der Stimmigabel, dem Schraubenschlüssel, Saiten und dergleichen.

Bullermann war gerade damit beschäftigt, seinen Hausrat vom Sosa zu jagen.

„Guten Tag miteinander!“ sagte Hutherr mit eruster Miene, wobei er sich mehr an den Vater, als an dessen Herrn wandte.

„Seien Sie willkommen!“ rief ihm Bullermann zu. „Haben Sie alles Notwendige mitgebracht zum Klavierstimmen?“

„Jawohl,“ erwiderte der Organist. „Jede Schraube wird festgemacht, die bei Ihnen lohnt ist, ich meine natürlich bei Ihrem Klaviere!“

„Na, sehen Sie sich einstweilen!“ forderte der Wirt auf. „Ich hole bloß den Schlüssel zur guten Stube, wo das Klavier steht.“

Hutherr nahm Platz und vertiefe sich in das soeben erschienene Lokalschlüssel.

Nach einer Weile lehrte Bullermann zurück. „Es ist doch zu fatal,“ sagte er verlegen, „ich kann den Schlüssel zur guten Stube nicht

sind; ich glaube, den hat meine Mine aus Versehen mitgenommen."

"Na, dann bringen Sie mir wenigstens einen Schoppen Wein, daß mir Ihre Gesellschaft nicht gar zu trocken wird!"

Bullermann brachte den Wein und suchte weiter, erklärte aber endlich, den Schlüssel nicht finden zu können; seine Tochter müsse übrigens bald wiederkommen.

Hutherr leerte allmählich seinen Schoppen und bestellte mit dem zweiten zugleich etwas zu essen. Sodann ließ er sich die Bratwurst mit Kraut gut schmecken.

Um die Zeit war es immer leer in der Weinstube, doch fünf Minuten nach sechs Uhr erschien wie alltäglich der Registratur Biehaale.

Mürrisch brummte der Hageholz ein "n Tag" und mürrisch ließ er sich nieder.

Hutherr erkundigte sich nach seinem Befinde und erfuhr nach einigen Fragen den Grund, warum der würdige Beamte so verstimmt war. Als er sich am Morgen erhoben und das Rouleau in die Höhe gezogen hatte, war es ihm auf den Kopf gefallen, eine Beule zurücklassend, und später hatte er einen Teil seines Frühstücks aus Versehen in einen seiner Stiefel geschüttet. Er hatte dies erst bemerkt, als er im Stiefel

drin war. Als Minutenmenschen nach dem die Mitsürger ihre Uhren stellten, wollte er sich nicht erst umschauen, und die Folge seiner Buntlichkeit war ein Schnupfen.

"Kunter Schnupfen?" fragte Hutherr.

"Was, a guter Schnupfen?" echte der Registratur empört. "A schlechter Schnupfen!" Damit versank er in düsteres Grübeln.

Hutherr bestellte nun noch einen dritten Schoppen und als Magenschluß einen Käse, denn die Entführerin des Schlüssels blieb noch immer fern.

Behnmal hatte nun Bullermann schon sein Bedauern geäußert, doch war bisweilen auch ein anderer Ton, wie ein verhaltenes Lachen, leise hindurchgelungen.

Endlich, gegen sieben Uhr — Bullermann war zur selben Zeit völlig verschwunden — erschien Minchen, anscheinend ohne von ihrem Vater benachrichtigt zu sein, in der Gaststube und begrüßte die beiden Gäste.

"Nun, haben Sie den Schlüssel zur guten Stube mitgebracht, Fräulein Minchen?" fragte der Organist.

Erschaut fragte Minchen: "Den Schlüssel zur guten Stube?"

"Na ja, Ihr Vater sagte doch, Sie hätten ihn mitgenommen. Ich wollte nur das Klavier stimmen, ich will's aber gerade aufgehen lassen; 's kommt mir auf die zwanzig Pfennig nicht an."

"Aber wir haben ja gar kein Klavier!" sagte nun Minchen noch erstaunter.

"Oho, da bin ich der Gestimme!" dachte sich Hutherr, laut äußerte er nur: "So jo!"

Nun begann er mit Minchen ein Gespräch und wartete dabei auf ihren Vater; wer aber nicht kam, war Bullermann.

"Der hat sich also gedrückt!" sagte sich Hutherr endlich; sodann fragte er Minchen, was er schuldig wäre.

Diese rechnete zusammen und sagte: "Eine Mark achtzig."

"Schön!" erwiderte Hutherr, ohne eine Miene zu verzieren, während der Registratur jetzt seinen Schnupfen und seine Rouleabeule vergaß und anhorchte. "Schön, eine Mark achtzig! Zwei Mark macht das Klavermachen, ich will's aber gerade aufgehen lassen; 's kommt mir auf die zwanzig Pfennig nicht an."

Damit erhob sich der Organist, indessen ihn Minchen und der Registratur mit offenen Munde anstarnten.

"Sagen Sie Ihrem lieben Vater also einen schönen Gruß und richten Sie es aus, nicht wahr, mein liebes Fräulein Minchen!" schmunzelte dann der Organist, nahm Hut, Stock und Kästchen, wünschte dem Registratur einen „vergnügten Schnupfen“ und ging ernst und ruhig seiner Wege.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Genaue Zeichnung.

Kneipelbauer, in dessen Feld ein Flieger notlandet: Ja, was wär denn jetzt dös — do hört sich ja alles auf. Mitten in mein Kornacker fliegens mit eini — die Lustlack!

Kurzes Verfahren. Sie (im Theater): "Nimmt meine Feder Ihnen den Ausblick?" — Er (hinter ihr sitzend): "O nein, gnädige Frau, ich habe sie abgeschnitten."

Verschnappt. Herr (zu einem Bettler): "Wenn Sie auch 60 Jahre alt sind, dann kann man doch noch arbeiten." — Bettler: "Na, auf die alten Tage werd' ich damit nicht erst anfangen!"

Im Verein der Hageholze. Vorsitzender: "Ich muß Ihnen die traurige Mitteilung machen, meine Herren, daß unser gemeinsamer Freund Krüglein bei der Rettung einer ins Wasser gefallenen Dame selbst verunglückt ist." — Mehrere Mitglieder: "Tot?" — Vorsitzender: "Nein, aber verlobt!"

Im Café. "Wat, der Kaffee kostet 50 Pfennig, ich habe doch immer bloß dreißig bezahlt?" — "Ja, mein Herr, wenn wir Konzert haben, nehmen wir 20 Pfennig Aufschlag!" — "Na, schön, dann bring'n Se mir mein Kaffee in der Pause!"

Aus einem Dienstbuch. Emilie ist als Käckin sehr zu empfehlen, da sie selten gut kocht. Frau Nendant Schubert.

Gute Antwort. Gasthofbesitzer: "Nun, wie gefällt Ihnen mein neuer Speisesaal?" — Reisender: "Das kommt ganz auf das Essen an!"

Aus der Schule. Lehrer: "Ihr habt mir jetzt mehrere farbige Steine genannt, nennt mir nun einmal einen schwarzen." — "Der Schornstein."

Abgefallen. - Schreiber: "Mit dem Gehalt kann ich aber keine großen Sprünge machen!" — Chef: "Ich hab' Sie doch auch nicht als Clown engagiert!"

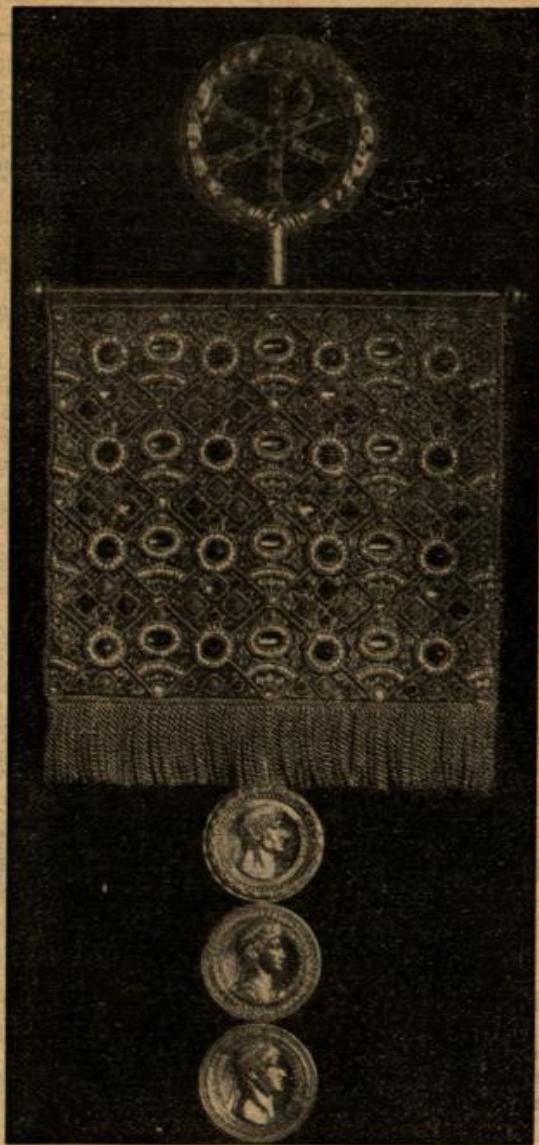
Erfüllbares Versprechen. "Ja, wenn wir verheiratet sind, muß ich drei Dienstmädchen haben." — "Du sollst zwanzig haben, Lieb — aber nicht alle auf einmal."

Ein sauberer Haß. Das Treppenhaus wird nur selten gesegnet und gereinigt, trotzdem hat der Portier einen Bettel angehängt: "Man bittet, sich die Schuhe zu säubern." Erklärend und boshaft ergänzt ein Mieter das Plakat: "Nachdem man die Treppe heruntergekommen ist."

Vexierbild.

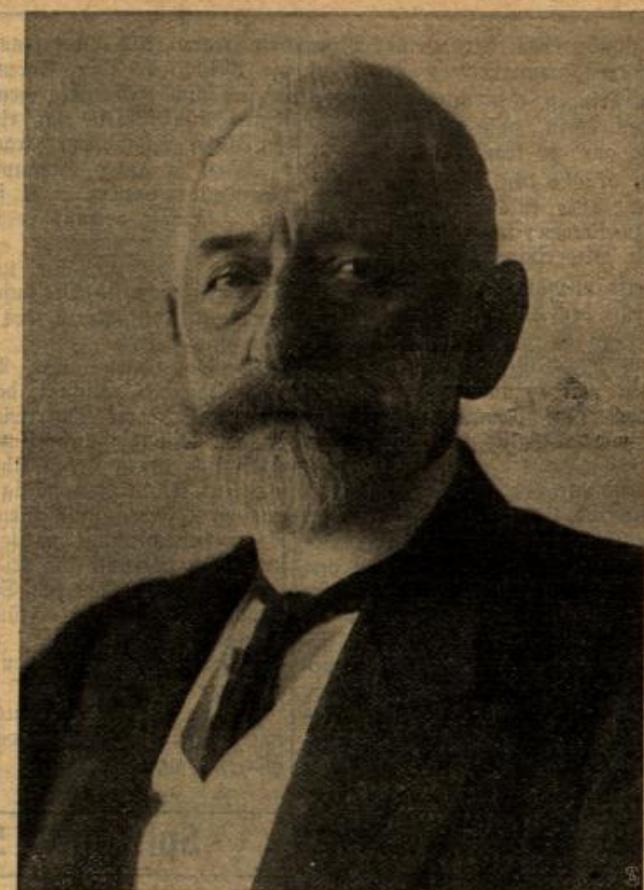


Wo ist denn nur meine Freunbin?



**Ein Geschenk des deutschen Kaisers
an den Papst:**

Das rekonstruierte Labarum, das Kaiser Wilhelm jüngst dem Papste als Schmuck für die neue Konstantins-Basilika in Rom überreichen ließ.



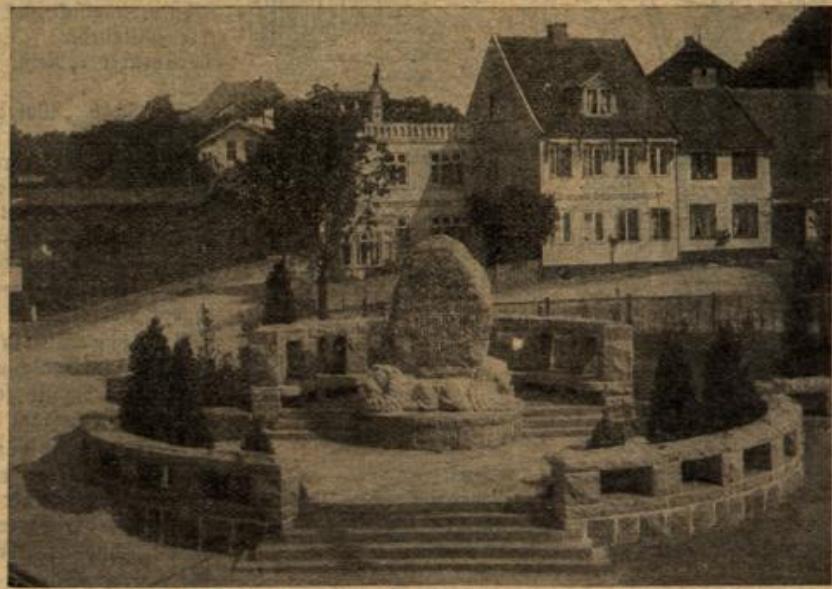
Turkhan-Pasha,
der albanische Ministerpräsident, weilt in Berlin.

Die Nachbildung des Labarums,

die Kaiser Wilhelm jüngst dem Papste als Schmuck für die neue Konstantins-Basilika in Rom überreichen ließ, ist von den Mönchen der altherühmten Benediktinerabtei zu Maria Laach angefertigt. Kaiser Konstantin, der bekanntlich in seinem Reiche das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, führte dieses heilige Heilzeichen als Hauptheeressahne bei den Römern ein.



Jussuf Izzedin-Effendi,
der türkische Thronfolger, wird als Guest des Kaisers
an den deutschen Herbstmanövern teilnehmen.



Das vor kurzem enthüllte Befreiungsdenkmal in Schleswig.
In Schleswig wurde vor kurzem ein eigenartiges Denkmal zur Erinnerung an
die Befreiung Schleswigs vom dänischen Joch enthüllt.

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 32

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Büttel.

Jahrgang 1914



Eine neue Kriegswaffe: Eine deutsche Ballon-Abwehrkanone.

Das Fräulein von Bernez. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Freie Weltlin! Den dreisachen Fluch des Signor Emilio Lanfranchi nehme ich auf mein Haupt, es ist ein dreisacher Schaden. Den Fluch haben wir lange genug auf uns getragen. Wo im Weltlin seit dreihundert Jahren ein Vater starb, mußte er zum Sohne sprechen: Sohn, ich lasse dir den Fluch zurück, du bist Untertan der Graubündner Herren, verachte den Landeshauptmann, gib seinen Häschern aus dem Weg! O, diese Tyrannen! Sie haben in ihren Schlachten gewütet, um frei zu sein von der Macht milder, ferner Kaiser — und sind in unser Land gedrungen, um uns mit ihren Bergschuhen zu vertreten, um unsere Heiligen drüben in ihren Bergen zu martern, um uns die Trauben zu vergiften, um das Blut unserer Kinder zu vergiften. Ein Volk ohne seine Freiheit — ha, geht hinein in unser Heiligtum, dort hängt die silberne Ampel vor der Madonna. Schneidet die Purpurschnur ab — und die Ampel stürzt zu den harten Platten und wird zerstochen und das Licht ist erloschen. Und die Ampel mit dem Licht ist unser Weltlin mit seinem braven, frohen Volk. Und die Purpurschnur ist unsere Freiheit. Und diese Purpurschnur hält der Allmächtige und nicht der Graubündner, der Tyrann, der Wucherer."

Da ging eine Steinlawine durch den Saal. Was drei Jahrhunderte lang sich gesammelt hatte an Gross und Born, war losgebrochen.

Als es vorbeigerollt war, rief Luigi Venosta: „Das ist der letzte Tag der Bündner im Weltlin.“

Emilio Lanfranchi hob die Arme, er wollte reden. Zwei Burschen rissen ihm die Arme aus der Lust. Ein Veuchen der Trauer und der Angst um sein Volk lag auf der Stirn des Alten, dem sie schon einen Pfad öffneten. Wie er am Portal stand, um hochaufgerichtet und ohne Gruß und Rückblick hinauszuschreiten, schrie ihm Luigi Venostas Donner nach:

„Geh, du bist der letzte Untertan der fremden Zwingerherren!“

Das war ein jurchbarer Schrei. Nicht, daß er zwei Länder auseinander gerissen hätte, nein, sie waren schon auseinander gerissen, ohne daß die Bewohner von hüben und drüben es eigentlich wollten. Das weiche Weltlin hätte sich gern an das harte Graubünden angeschlossen, der Weinstock an den Pfahl. Aber in Graubünden waren es einige wenige harte Schädel, die es um die ganze Welt nicht dulden wollten, daß ein so altes Untertanenland, wo noch immer das Mehglöcklein läutete und vor der Madonna von Tirano die Ampel brannte, plötzlich den drei alten Bünden beitreten durfte. Die alten Schädel hatten den Schlag der Zeitenuhr überhört und ihren Landsleuten in den Bergen nichts gesagt, daß der kleine General in Italien schon die Feder eingetaucht habe, um das Wort zu schreiben: Weltlin gehört zur cisalpinischen Republik.

Alles, alles war ja nun zu spät. Ha, wenn droben in der Planta-Villa der alte Pietro Planta noch zu finden wäre! Emilio Lanfranchi wäre zu ihm geeilt, hätte ihn angefleht, das Verlorene nochmals zu ret-

ten. Und der Landeshauptmann wäre mit seinem großen Hund in den Gemeindesaal geschritten, er hätte von Subordination gesprochen, er hätte ganz anders als er, der ehrliche Untertan Lanfranchi, den ruchlosen französischen Freiheitschwund zerrissen, Pietro Planta, der letzte Aristokrat aus Graubünden, hätte noch einmal die Weltlinen nüchtern gemacht. Für eine Stunde vielleicht.

Aber Pietro Planta weilte in Wien. Im Glanz an der Donau drunter wollte er den Ärger über die immer unbotmäßiger gewordenen Landsleute vergeßen, daß seine Pläne für Planta-Wildenberg in Bernez in Ruinen ihm entgegengestarrten.

Und in der Planta-Villa von Tirano war nichts mehr von der alten Macht und Herrscherkraft zu finden in jener Oktoberstunde, als Luigi Venosta im Gemeindehaus seine Triumphe feierte.

Luigi Venosta, was hatte der noch zu fürchten! Die brennenden Augen verrieten, daß er viel zu hoffen hatte: eine freie Heimat, einen Faustschlag gegen die Graubündner, die ihn vor Jahren mit flüssender Stirnwunde in den Kerker gestoßen hatten, eine mächtige Aufbesserung seiner verfluchten Armut, einen Glorienschein um sein Antlitz, das noch schöner geworden war als damals, da ihn die Tochter des Landeshauptmanns in seiner Hütte immer wieder besuchte. Dies alles flammt unter Luigis Augenbrauen und noch mehr, noch Lieberes.

War es nicht eine junge Witwe, die zu jener Stunde auf dem Plattendach der Villa Planta, nicht auf Tirano hinunter, sondern in die Berge hinaufschauten, ein Bändchen Gedichte auf dem Schoß? Das blonde Antlitz, das schwarzseidene Kleid verrieten Witteintrauer; aber drüben am Geländer sprang doch das Mädchen hin und her und lehnte sich wieder und wieder mit dem schneeweissen Gewändchen und den Marmorärmchen an die schwarzen Eisenstangen und sang und plauderte für sich und pflockte Blätter von den Oleandern und lachte hinab auf Tiranos sonnige Dächer. Das Kind wußte, daß die Mutter in solchen Stunden gern las und dann tat, als ob sie schlummern möchte.

Plötzlich, als wäre der Schrei vom abgefallenen Weltlin auch zum Dach herausgedrungen, warf die Frau das Büchlein zu Boden.

„Alberika, Alberika, komm doch zu mir!“ „Mutter, gern. Was hast du? O du hast Schaf —“

„Seh dich auf dem Schemel, Alberika! Es ist nicht gut, daß man dich von Tirano herauf überall sieht —“

„He, warum denn nicht! Die Tiraner haben mich alle gerne.“

„Sie haben einmal auch mich gern gehabt, sie haben mich den Engel Weltlins geheißen. Und nun!“

Sie drückte die hageren Hände an die Schläfen; doch Alberika hatte schnell, schnell die lieben Hände herabgezogen, kniete der Mutter auf den Schoß und küßte sie auf beide Wangen, zweimal, dreimal, und lachte: „Mutter, nicht weinen! Gelt, sobald die letzte Traube von unseren Weinbergen im

Keller ist, juhu, dann fahren wir über die Berge nach unserem Bernez!“

„Nach Bernez, sagst du? Du weißt, mein Vater ist nicht dort, und das Schloß Wildenberg ist so leer und still —“

„Ach was, ich will lärm wie zehn Kunden“ — und es lag etwas wie ein trostiger Mädchenstolz auf dem Gesichtchen mit den Flachslocken — „und ich werde machen, daß die Planta-Männer aus den Rahmen verzeln“ — und dann schlängelten sich die Arme fest um den Hals der Mutter.

„Läß los, Alberikchen! Ich muß dir etwas erzählen, was du noch nicht gehört hast. Sitz auf dem Schemel, so! Und neig das Köpfchen an mein Knie und schau hinüber in die Berge, daß du dir alles merfst!“

Und die Mutter erzählte lange: von ihrer schönen Jugend, da sie das Fräulein von Bernez hieß, erzählte von ihrer Begegnung mit dem braven Obrist und von der stillen, sonderbaren Hochzeit von Tarasy und von Bruder Columban — da mußte Alberika lachen; und sie hatte die großen Tränen noch an den Wimpern, als die Mutter vom schrecklichen Abschied auf Schloß Heiligenberg erzählte, nur kurz und nicht alles. O, das merkte die kluge Alberika gut heraus, daß die Mutter etwas überprüfung hatte, den Born des „Herrn Vater“ —

„Warum sagst du immer so: „Herr Vater“ von deinem Vater? Ich sag' immer: „Lieber Vater“ zu meinem Vater. Aber wann kommt er wieder?“

„Bald, bald, mein Kind. Sobald er die weite Reise von Italien ins Engadin machen darf. Er ist nicht stark, aber, weißt du, nicht recht — weißt du, er ist halt älter als wir beide zusammen.“

„Aber, Mutter, warum sagt man mir in Bernez immer noch die kleine Alberika vom Fräulein von Bernez? Es wäre grad so schön: Fräulein Alberika vom Herrn Obrist Christ.“

„Ja, ja, mein Schätzchen! Aber weißt du nicht, daß mich die guten Leute immer noch ihr Fräulein heißen? Oh, die haben mich so lieb gehabt, so lieb.“

„Hm. Ja, im letzten Winter hat der alte Schullehrer Clotin einmal zu den Kindern gesagt: Buerst kommt die Alberika vom Fräulein von Bernez, dann die andern! Dann hat er sich bei der Rose genommen, als hätte ihn eine Wespe gestochen.“

Noch lange plauderten die beiden miteinander; Alberika wußte nun vieles und war ernster geworden. Sie sprang der Mutter nicht mehr auf den Schoß, als sie vom Schemel aufstand, sondern stellte sich, größer geworden, neben die Sizende und schlang den Arm weich um den Hals der Stillen: „Mutter, du hast viel gelitten, das weiß ich jetzt. Gewiß, gewiß, wir bekommen noch schöne Tage. Wir bleiben im Winter da im Weltlin, dann werden deine Wangen rot wie unsere Trauben“ —

Auf dem Dache war es still geworden; um so lauter drunter in den Gassen von Tirano. Viel fremdes Volk war noch herbeigeströmt, junge Burschen, die etwas mitmachen wollten, alte Männer, die wie zu einer Abrechnung erschienen waren.

Margareta und Alberika hörten nichts vom Lärm in den Gassen. Der Mutter war es leichter ums Herz, weil sie ihren alten und neuen Kummer in ein Kinderherz hatte schützen dürfen; und Alberika trug nicht schwer daran.

Schwerer hatte es Bianka drunter im Weinberg; dort war kein Böglein, in dessen Herzchen sie hätte ihren Kummer ausschütten können, den großen Kummer um ihren Bruder Luigi. Sie wußte alles vom Absfall des Weltlins; sie ahnte vieles davon, warum ihr Luigi immer so trüb in sich hineinschaute und so hart auf sie, die Schwester, hinschaute, so trüb und so hart dreizehn lange Jahre, seitdem Fräulein Margareta von Planta zum allerleitennmal in der Hütte an der Halde gewesen war und dort gelacht und dort den Bruder so froh und so traurig zurückgelassen hatte — — —

Frau Margareta wollte an jenem Spät-nachmittage mit ihrem Töchterchen noch zur Madonna von Tirano wallfahren; war es ihr doch, als käme ein Abschied. Wie zum Abschied sah sie noch ihre Papiere durch, die in einem Sammettäschchen verwahrt lagen. Viele alte und neue Briefe, wertlose Blätter und dabei wieder sehr wertvolle, Papiere, die von Liebe sprachen, Papiere, die in nüchternen Ziffern ein schönes Stück jenes Gutes darstellten, für das ihr Herr Vater manches lange, schmale Buch vollgeschrieben hatte. Und wie ein Maienfalter auf herbstlichen Blättern lag da ein Wunderding: ein Blättchen von Luigi Venosta überschrieben. Margareta las und las und es brauchte keinen Winter im Weltlin, um ihre Wangen traubenvor zu färben. Dann aber kniffte das Blatt in ihrer geschlossenen Hand, eben als Alberika im schwarzen Mantelchen hereinsprang und rief:

„Komm, Mutter, komm schnell! In ganz Tirano sind Soldaten!“

„Gott im Himmel, das Unheil kommt!“

Alberika hatte den Schrei der Mutter gar nicht verstanden; sie war schon fort, sie eilte auf das Dach, um das Schauspiel nicht zu versäumen.

Mit der Schnelligkeit, die mit Augenblicken ringt, hatte Margarete viele Briefe zerrissen, die Wertschriften ins Kleid gestoßen, das Fenster aufgerissen, daß der Lärm ins Gemach scholl, der Lärm der Empörung

und Befreiung an die staunenden Plantabilder schlug. Und an ihre eigene Stirne, an ihr Herz. Sie wußte genau, welche Stunde geschlagen hatte. Aber gerade das machte sie wieder stark und trozig und stolz und — — schön wie einst, da des Herrn Vaters eiserne Faust in ihre Mädchenträume und in ihren Brautkranz einzugreifen sich erfüllte.

Und jetzt diese rebellischen Untertanen! Gewiß keiner unter ihnen, der sich früher nicht tief vor ihr verneigt hatte!

„Keinen Schritt weiche ich euch!“

„Alberika, Alberika!“

„Keinen offenen Schrank! Keine offene Tür!“

Ein Schloß nach dem andern, ein Riegel nach dem andern mußte es erfahren, daß die Zeit des Vertrauens und der Ordnung vorbei war.

Ganz nahe war der Lärm gekommen. Alberika war die Treppe herabgesprungen. Das zitternde Mädchen auf den Arm nehmen, zum Portal hinabseilen, dasselbe ins Schloß werfen, alles war das Werk weniger Augenblicke, aber zu spät war's, um einen Augenblick zu spät. Mit gleicher Heftigkeit sprang das Portal auf, stieß Mutter und Töchterchen beiseite und rasselte gegen die Mauer.

Auf der Steinplatte draußen, an der Spitze einer bewaffneten Schar, stand Luigi Venosta. Die rote Binde um's Graulkleid, aus der Binde glitzerte der Pistolenknopf.

„Fräulein Margareta von Planta!“

Margareta trat einen Schritt vor und stellte Alberika neben sich, als sollte das Kind die Antwort auf den Gruß sein.

„Fräulein Margareta von Planta, ich stehe hier im Namen der ciscalvinischen Republik. Mein Name ist Luigi Venosta.“

„Mein Name ist Gräfin Margarete von Christ.“

Hart und kalt wie ein Stein war das Wort von Margarets Lippen gestoßen, aber dort, in Luigis Seele, hatte der Stein einen Funken geschlagen und bald schlug die wilde, rote Flamme aus dem schönen, hellen Gesicht. Luigi hatte den Hut abgenommen, seine Locken zurückgestrichen.

Noch immer die Narbe an der Stirne! Aber sie machte das Antlitz noch schöner. Da wandte sich Luigi Venosta ab und rief

hinaus: „Freie Weltliner, wartet eine Weile!“ — und die Eisentüre fiel ins Schloß.

„Fräulein Margareta von Planta —“

„Herr Venosta, ich verlange von euch meinen rechten Namen —“

„Der Name ist Rebending. Ich habe mit euch in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen. Ich habe meinerseits alle Zeugen ausgeschlossen, ich verlange, ich bitte, daß ihr das Mädchen für einen Augenblick entfernt.“

„Ich geh' nicht von der Mutter,“ schrie Alberika. „Mutter, die Soldaten sollen fort von unserem Haus!“

„Alberika, da, nimm die Schlüssel und hole mir meinen Mantel! Wir gehen zur Madonna und schlafen die Villa.“

Während das Kind die Stiege hinaufstieß, die Schlüssel fallen ließ und aufnahm und den rechten herausfinden wollte, hatte Luigi Venosta leise angefangen: „Für mich seid ihr immer noch das Fräulein Margareta von Planta — flieht nicht zurück! — Ich bin ein Ehrenmann und von heute an kein Bettler. Dreizehn lange Jahre habe ich in meiner Brust die Liebe getragen, die eure Hand — versteht ihr? — eure liebe, gute Hand dort angezündet und genährt hat. Dreizehn Jahre! Ist das wenig? Ist das nichts?“

„Herr Luigi Venosta, vergeht nicht das Kind, das da neben mir gestanden ist! Mein Gemahl ist fern, aber er steht neben meiner Ehre. Nebrigens, wenn ich bitten darf: welche Geschäfte haben wir da zu verhandeln?“

„So, so ist diese Aristokratie! Geschäfte? Ha, spielen so lang es beliebt und dann stolz und kalt weitergehen!“

„Luigi Venosta, hab' ich dies Wort verdient?“

„Das hängt von euch ab: Ihr sagt, ihr seid gebunden? O wißt ihr nicht, daß die große Freiheit von Frankreich alle alten Fesseln löst? Weltlin ist frei zu dieser Stunde, Margareta von Planta ist frei zu dieser Stunde —“

„Venosta, das entsetzliche Wort fällt auf eure Stirne zurück!“

Es fiel zurück auf Venostas Stirn, aber verschmierte sie nicht.

(Schluß folgt.)

Die Schreibmaschine. Zum 200jähre. Jubiläum ihrer Erfindung.

„Gut Ding“ will bekanntlich „Weile haben“, eine Erfahrung, die sich nirgends besser zeigt, als in der Geschichte der Schreibmaschine. Zweihundert Jahre sind verflossen, seit der Gedanke austrat, die Schrift anstatt mit der Hand mit einer Maschine auszuführen. Da sich aber der allgemeine Gebrauch der Schreibmaschine erst vor etwa 20 bis 25 Jahren einführte, so kann man wohl behaupten, daß vom Gedanken bis zur Verbreitung dieser Maschine volle 180 Jahre verflossen sind. Nicht, daß in der Zwischenzeit der Gedanke, etwa geruht hätte, er erwies sich vielmehr stets als lebendig. Es war, wie wir sogleich sehen werden, eine ganze Anzahl von Erfindern, die unentwegt an seiner praktischen Ausgestaltung arbeitete.

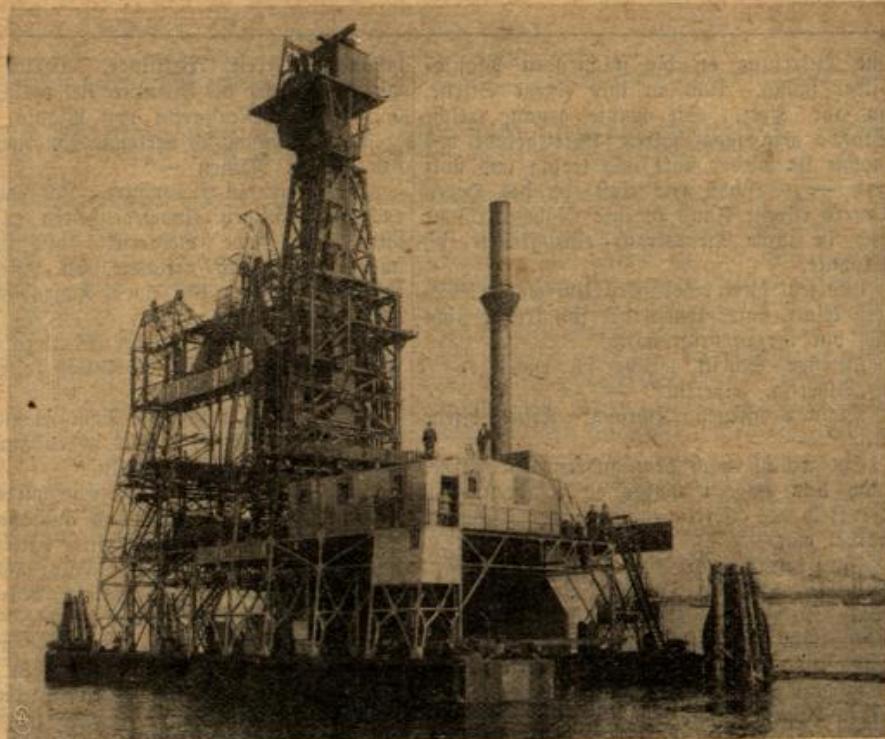
Wenn trotzdem eine so lange Zeit verging, bis man sich allgemein dem Gebrauch dieses nützlichen Hilfsmittels zuwandte, so sind daran vor allem zwei Umstände schuld. Zunächst einmal hatte man früher mehr Zeit als heutzutage. Man brauchte nicht so viel

und nicht so schnell zu schreiben. Wer aber berufsmäßig zu schreiben hatte, dem kam es vor allem darauf an, auch schön zu schreiben. Da wurden die Buchstaben mit allen möglichen Schnörkeln verziert, das Schriftwerk sollte zunächst ein kleines Kunstwerk sein. Mit der Maschine ließ sich derartiges nicht hervorbringen. Erst die Entwicklung unseres Verkehrs, die weitere Verbreitung der allgemeinen Bildung infolge der Hebung des Schulunterrichts, die Ausbildung des heutigen Zeitungswesens und noch eine ganze Anzahl weiterer Umstände waren es, die das Bedürfnis nach einer Beschleunigung des Schreibens zeitigten. Und nun war auch das zweite der oben angedeuteten Hindernisse für die Einführung der Schreibmaschine beseitigt: Man hatte endlich Konstruktionen gefunden, die in jeder Hinsicht befriedigten und sich zur Massenfabrikation eigneten. Auch der mechanische Teil der Schreibmaschinenfrage war etwa zu derselben Zeit gelöst, als das Be-

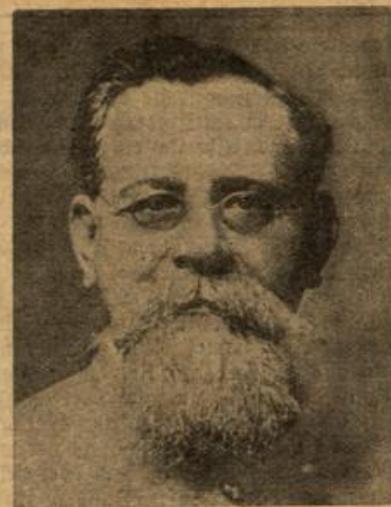
Von Dr. Franz Kittler. Nachdruck verboten.

dürfnis nach einer solchen Maschine sich überhaupt geltend mache. Damit begann dann diese selbst ihren Siegeszug über die Welt anzutreten.

Wer ist nun der Erfinder der Schreibmaschine? Diese Frage läßt sich schwer beantworten, weil ja, wie wir eben erwähnten, eine ganze Anzahl von Männern an ihrer Ausgestaltung arbeitete. Wenn wir aber unter „Erfinder“ den Mann verstehen, der zuerst den Gedanken faßte, die gewöhnliche Schrift durch eine mit der Maschine hergestellte zu ersetzen, so gehört der Ruhm dem Engländer Henry Mill, der vor nunmehr 200 Jahren, im Jahre 1714, als erster ein englisches Patent auf eine solche Maschine nahm. Im ganzen und großen lag seiner Konstruktion derselbe Gedanke zugrunde, den wir auch an unseren heutigen Schreibmaschinen noch finden. Es wurden Tasten angeschlagen, und dadurch Buchstaben gegen das Papier gepreßt. Ein Farbband hatte diese Maschine freilich noch nicht, die



Ein Riesen-Kohlenheber im Hamburger Hafen.



General Carranza, Hauptführer der mexikanischen Rebellen.

Die mexikanische Kriege ist jetzt mit der Abdankung des Usurpators Huerta in eine neue Phase getreten. Der bisherige Minister des Auswärtigen Carrascal übernahm provisorisch die Präsidentschaft, er wird sich nun mit Carranza auseinanderzusetzen haben.



Der ungekrönte König von Ulster, Sir Edward Carson, bei Besichtigung eines weiblichen freiwilligen Signalkorps.

dowies ein. Zuletzt kamen Ministerpräsident Asquith und Lloyd George. Die Delegierten wurden vom König empfangen, der jedem von ihnen die Hand gab. Bei Eröffnung der Ulsterkonferenz sagte der König u. a.: „Seit Monaten nehmen die Interessen an Irland sicherlich beständig die Richtung auf einen Appell. Heute ist der Ruf: Bürgerkrieg! auf allen Lippen. Ich bete zu Gott, daß er Ihre Beratungen so lenke, daß sie zu einer friedlichen und ehrenvollen Beilegung der Kriege führen werden.“

Ein Kohlenheber von wahrhaft riesenhafsten Dimensionen, der die Handlangerdienste zahlreicher Kohlenträumer durch mechanische Arbeitsleistung ersetzt, ist seit kurzem im Hamburger Hafen in Betrieb. Mittels eines turmartigen Elevators befördert er die Kohlenladungen der Schuten und Leichter in die Lagerräume der großen Überseedampfer. Jeder Auswurftopf seiner beiden Transportbänder besitzt zwei Schüttrohre, so daß der Heber gleichzeitig vier Bunkerlöcher zu füllen vermag.

Der ungelöste König von Ulster, Sir Edward Carson, besichtigt ein weibliches freiwilliges Signalkorps. Vor kurzem, anlässlich der Home Rule-Konferenz im Buckinghampalast, trafen sich Dillon, Bonar, Craig und Carson, die begeistert begrüßt wurden. Redmond traf in Begleitung Lord Lans-



Der neue Bahnhof von Höchst a. M. wurde dem Betrieb übergeben.



Senator Charles Humbert
sprach in einer ungeheures Aufsehen erregenden Rede im Pariser Senat über die Schäden des französischen Heerwesens.



Werner Wieting
flog dieser Tage auf einem Rumpler-Eindecker von Johannisthal nach Malmö in Südschweden.



Ein durch eine Bombenexplosion zerstörtes Haus in New York.
Die von Anarchisten hergestellte Bombe explodierte vorzeitig, legte das Haus in Trümmer und tötete vier Menschen.

Ein neues Familienheim für pensionierte Beamten in Nowawes.

Die Genossenschaft für Frauenheimstätten hat in dem neuen Frauenheim für pensionierte Beamten in Nowawes ein schönes Dach für in steter Arbeit und treuer Pflichterfüllung müde geworden Frauen geschaffen. Wer selbst an dem harten Lebenskampf teil nimmt, weiß es sehr wohl zu schätzen, wenn sich da und dort der Gedanke Bahn bricht, daß die pflichtgetreue, Geist und Körper vor der Zeit aufreibende Arbeit wohl verdient, vor täglicher Sorge geschützt zu werden. Der Gedanke, daß dies je länger je mehr der Fall ist, vermag schon allein neuen Mut für den wahrlich oft steinigen Weg zu geben.



Ein neues Frauenheim für pensionierte Beamten.

In Nowawes wurde von der Genossenschaft für Frauenheimstätten ein neues Frauenheim gegründet. Erbaut wurde dasselbe von der Architektin Fräulein Winkelmann.

Senator Humbert,

als früherer Offizier eine Autorität in Armeeaffären und gegenwärtig Berichterstatter der Heereskommission, hat jüngst mit seiner leidenschaftlichen Rede, die er im Senat über die mangelhafte Kriegsbereitschaft der französischen Armee hielt, ungeheures Aufsehen erregt. Humbert rügte scharf den herrschenden Schlendrian.

Der Flieger Wieting

hat dieser Tage, mit Geheimrat Albert vom deutschen Reichsamts des Innern als Fluggast, auf einem Rumpler-Eindecker einen wohlgegangenen Flug von Johannisthal nach Malmö in Südschweden ausgeführt. In Warnemünde wurde eine Zwischenlandung vorgenommen.

Buchstaben drückten sich scharf in das Papier ein, so daß eine Art von Reliefschrift entstand. Dieser ersten aller Schreibmaschinen war aber keinerlei Erfolg beschieden. Damals konnten nur verhältnismäßig wenig Leute schreiben und diese, die sich von ihrer Kunst ernährten, hatten gar keinen Grund, eine Einrichtung einzuführen, die nur geeignet war, sie brotlos zu machen. Für die übrige Menschheit befähigte die Maschine aber schon gar kein Interesse. Außerdem war sie in konstruktiver Hinsicht viel zu primitiv durchgebildet, als daß man auch nur daran denken könnten, sie dauernd zu benutzen. Ein großer Fehler bestand vor allem darin, daß die Reliefbuchstaben sich wieder plattgequetscht haben würden, wenn man die mit ihnen bedekten Seiten zu Büchern zusammengebunden und diese stark geprägt oder irgendwie beschwert hätte.

Die Erfindung Mills geriet aber bald wieder in Vergessenheit. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt man von neuem sich mit der Schreibmaschine zu beschäftigen. Vereinzelt haben allerdings schon vorher manche Erfinder, wie z. B. der des Fahrrades Karl Friedrich Christian Ludwig v. Drais in Karlsruhe, derartige Maschinen gebaut. Den eigentlichen Anstoß zur Einführung unserer heutigen Schreibmaschine geben jedoch ganz andere Umstände. Diese ist nämlich nicht als solche erfunden worden, sondern in zufälliger Entwicklung aus einer anderen Art von Maschine hervorgegangen. Dabei bietet die Geschichte ihrer Entstehung eine Fülle des Interessanten dar.

Einer der berühmtesten Physiker ist Jean Berna Leon Foucault, der zuerst den heute

noch nach ihm benannten Pendelversuch anstellte, durch den er einen neuen Beweis für die Achsendrehung der Erde erbrachte. Foucault war eine Art von Universalgenie. Von Beruf Mediziner, beschäftigte er sich später mit der Vervollkommenung photographischer Verfahren. Dann wandte er sich der Physik zu, des weiteren machte er alle möglichen Erfindungen an Maschinen usw. In den fünfzig Jahren des vorigen Jahrhunderts bekam er ein Leiden, das sich bemerklich sehr oft bei Leuten einstellt, die viel zu schreiben haben, den Schreibkrampf. Er suchte bei allen möglichen Ärzten vergeblich Hilfe und probierte es zuletzt bei verschiedenen Kurphysikern. Da auch diese das Leid nicht zu vertreiben wußten, so setzte er sich hin und baute eine Maschine für solche Menschen, die an Schreibkrampf litten. Dieser Maschine lag das Prinzip unserer heutigen Schreibmaschine zugrunde. Im Jahre 1885 nahm Foucault sie in Gebrauch und begann auch, sie fabrikmäßig herzustellen. Viele Abnehmer fand er wohl nicht, denn auch diese Maschine geriet in Vergessenheit. Dagegen beschäftigten sich andere, von denen nur der Tiroler Mitterhofer erwähnt sei, mit dem Gedanken, eine Maschine zum Schreiben zu bauen. Vielleicht hätte sich aus ihren Konstruktionen die heutige Schreibmaschine entwickelt, wenn nicht eine Art Foucaulter Maschine durch einen Zufall etwa zwei Jahrzehnte nach ihrer ersten Erfindung auftaucht wäre. Allerdings war sie nunmehr kein Heilmittel gegen den Schreibkrampf mehr, sondern ein solches gegen die Blindheit! Sie sollte es dem

Blinden ermöglichen, ohne den Gebrauch von

Bleistift oder Tinte und Feder zu schreiben. Der Erfinder dieser wiedererstandenen Maschine, ein Pastor namens Malling-Hansen, wußte von der früheren Foucaulter Maschine überhaupt nichts. Er kam nur durch Zufall und durch den gleichen Gedankengang auf eine ähnliche Konstruktion wie Foucault. Sein Bestreben bestand darin, den Blinden zu helfen. Die von ihm hergestellte Maschine, in der wir gleichfalls das Prinzip der heutigen Maschine wiederfinden, bestand aus einer Halbkugel, in der genau so viele Stempel angebracht waren, als es Zahlen und Buchstaben gibt. Feder Stempel entsprach einem anderen Buchstaben oder einer anderen Zahl. Drückte man gegen ihn, so schlug die am Ende des Hebels befindliche Type gegen den Mittelpunkt der Kugel, und zwar gegen ein mit Farbe getränktes Band. Der Buchstabe drückte sich dabei auf dem unter dieses Band gelegten Papier ab, das infolge der Tätigkeit eines Sperrwerkes nach jedem Schlag gegen irgendeinen Stempel um die Breite einer Type vorrückte. Sehen wir von der äußeren Form ab, so finden wir also hier bereits alle Grundzüge vereinigt, auf denen sich die heutige Schreibmaschine aufbaut.

Malling-Hansen wäre es mit seiner Maschine für Blindenschrift jedenfalls genau so ergangen, wie Foucault mit seiner, die gegen den Schreibkrampf dienen sollte. Sie würde in Vergessenheit geraten sein, wenn ihr nicht durch die Ausstellung der Weg in die Welt eröffnet worden wäre. Um weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen, hatte Malling-Hansen seine im Jahre 1860 erfundene „Schreibkugel“ in Wien ausgestellt.

Nur nicht eifersüchtig. Humoreske von Adolf Thiele.

Nachdr. verb.

Wo gehst du hin? Was machst du da, bitte sage es mir! Wann kommst du wieder? Mit solchen und anderen Fragen verstand es Elsriede, ihren Mann, mit dem sie erst einige Jahre verheiratet war, fortlaufend zu belästigen. Der Arme hatte keine Ruhe, seine Gattin wurde von der Eifersucht geplagt, und sie plagte ihn dafür wieder.

An die kleinsten Dinge flammerte sich diese Leidenschaft, werden ihr ja, wie schon Shakespeare singt, „Dinge leicht wie Lust Beweis so stark wie Bibelsprüche.“

Oskar Bunge neigte nun in Wahrheit gar nicht zu Extravaganzen, aber es steckte in ihm eine Doxis Schallhaftigkeit, und da machte es ihm denn bisweilen Spaß, zu beobachten, wie seine Frau ihn zu kontrollieren suchte. Oftmals aber wurde die Sache doch lästig, und Oskar sah daher auf Abhilfe.

Sein Beruf als Prokurist erleichterte dem eifersüchtigen Frauchen zwar ihre Aufgabe, denn sie kannte ja seine Geschäftsstunden, in seiner freien Zeit aber durste er nicht einen Schritt aus dem Hause gehen, ohne daß sie ihn mit zahlreichen Fragen über das Wohin? Bis wann? und mit wem? bestürmt hätte.

Hier und da hatte Oskar doch das Bedürfnis, sich mit anderen Männern zu unterhalten, und da machte ihm das Inquisitionstribunal, das seine Gattin einsetzte, immer Unannehmlichkeiten.

Nein, das mußte einmal geändert, sein Frauchen mußte kuriert werden!

Eines Nachmittags hatte Elsriede wieder einmal trüben Gedanken nachgehängt.

O diese Männer! Da hatte ihr soeben

eine Freundin unter dem Siegel der Ver- schwiegenseit eine gräßliche Geschichte mitgeteilt! Ihr Mann, ebenfalls Kaufmann, war kürzlich von seiner Urlaubskreise zurückgekehrt und sah nun wieder zu Hause bei seiner Frau. Sie tändelte mit ihm und zog ihm dabei den Ring ab, den er am Zeigefinger trug. Ein weißer Hautstreifen war sichtbar geworden, und die Gattin hatte gerufen: „Sieh doch, wie verbrannt du bist!“ Nun, der Gatte hatte sich auf seinem Urlaub auch eifrig im Freien getummet, und so hatte der Ring den kleinen Hautstreifen geschädigt. Neugierig zog nun die junge Frau auch seinen Chering vom Goldfinger, aber — o Entsehen — hier war die Haut ebenso gebräunt wie auf der Hand: Der Gatte hatte während der Reise den Chering im Portemonnaie getragen.

An diese Erzählung ihrer Freundin dachte Elsriede und ihr Herz verdüsterte sich. O diese Männer!

War ihr Oskar treu? Einigen Trost fand sie nun in dem jenen Vorsatz, seine Schritte noch eifriger als bisher zu beobachten, damit er nicht wie ein unbehütetes Schäflein in dieser Welt herumirre.

Am Abend hatte das Ehepaar das Abendessen eingenommen, als Oskar plötzlich sagte: „Du entschuldige, liebe Elsriede, aber ich muß dich heute allein lassen!“

„Wo gehst du hin, lieber Oskar?“

„Sei nicht so neugierig, Kleine!“ sagte Oskar lächelnd. „Eine notwendige Besprechung —“

„Mit wem?“ fiel Elsriede eifrig ein.

„Das ist zunächst ein Geschäftsgesheimnis!“

„Du willst es mir nicht sagen?“ schmolte die Gattin.

„Ist nicht gerade nötig, ich habe eine geschäftliche Besprechung vor, über die zunächst nichts verlauten soll.“

„Aber mir darfst du es doch sagen!“

„Nein, liebe Kleine, auch dir nicht! Und nun lasse mich in Frieden damit, denn so schmeichelhaft es auch für mich ist, daß du ein so reges Interesse an meinen Schritten nimmst, so verlangt es doch das Geschäftsinteresse, zunächst auch dir nichts zu sagen!“

Elsriede gab ihren Widerstand auf, aber sie nahm sich fest vor, hinter „seine Schliche“ zu kommen. Sie legte im Nebenzimmer einen unauffälligen Hut und Umhang zurecht und beschloß, ihm — nachzugehen.

Oskar merkte hier von vorläufig nichts — wenigstens tat er nicht dergleichen — und nach einiger Zeit nahm er Hut und Schirm und verabschiedete sich von seinem Frauchen, das auch weiter keine Einwendungen machte.

Langsam ging er die Treppe hinauf und ebenso langsam schritt er auf der Straße dahin.

Elsriede setzte eiligt den Hut auf, nahm den Umhang um, rieb dem Mädchen zu, sie käme gleich wieder, und eilte die Treppe hinab zur Haustür hinaus.

Nichtig: dort ging er; sehr eilig schien er es nicht zu haben!

Nun folgte sie ihm, der an seinem hellen Hut leicht kenntlich war, durch mehrere Straßen. Von Zeit zu Zeit schien es ihr, als wende er sich um, aber er mußte sie doch nicht bemerken, denn er beschleunigte seine Schritte keineswegs.

Wo mußte er nur hingehen?

Nun ging es schon aus der Stadt heraus, und beide gelangten in weniger belebte Straßen. Hier mußte sie nun schon vorsichtiger sein.

Allmählich ging Oskar schneller, so daß sich Elsriede anstrengen mußte, um ihm zu folgen. Was hatte er nur da draußen zu suchen?

Mit Mühe folgte die junge Frau; aber nur um keinen Preis nachlassen.

Oskar ging jetzt eilig dahin durch lange Straßen und kam in eine Vorstadt. Auch diese durchschritt er und gelangte in einem gewaltigen Bogen in einen anderen Vorort, während Elsriede leuchtend folgte. Endlich lang kam ihr die Wanderung vor, und als nun Oskar, stramm marschierend, nach stundenlanger Wanderung wieder der Stadt zustrebte, waren die Kräfte seiner Verfolgerin beinahe erschöpft.

Nun war er wieder in der Stadt angekommen. Was sollte nur das alles heißen, hatte er denjenigen über — entsetzlicher Ge-

danke — diejenige, mit der er sich verabredet, nicht getroffen?

Fast schien es so, denn der Gatte näherte sich dem Stadtteil, in dem seine Wohnung lag.

Dem Umsinken nahe folgte ihm Elsriede, immer näher kam er dem Hause und da — das war aber doch zu seltsam — da trat er zuletzt in dieses ein.

Was nun tun?

Elsriede ruhte sich ein wenig aus und beschloß, ihm bei ihrer Heimkunft etwas von einem Besuch zu erzählen, den sie bei einer Freundin gemacht habe.

Als sie eintrat, sah Oskar in Gedanken versunken mit finsterer Miene am Tische. Er wandte sich nicht um und erwiderte auch ihren Gruß nicht.

Berlegen trat Elsriede auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen.

„Rühre mich nicht an!“ murmelte er da und stieß ihre Rechte zurück. „Wo bist du gewesen?“

„Bei Bertha Mücke —“

„Das ist nicht wahr!“ rief Oskar. „Du gehst abends stundenlang allein aus, ohne mir vorher ein Wort zu sagen! Treulose! Mit uns ist es aus.“

Diese Vorwürfe und die körperliche Überanstrengung vereinten sich, um Elsriede völlig zu erschüttern; zerknirscht sank sie in einen Stuhl.

So sahen beide stumm, bis endlich ein Tränenstrom Elsriedes bedrücktes Herz erleichterte; Tränen sind ja die besten Verteidigungswaffen der Frau. Und als sie dann ein reiniges Geständnis ablegte, daß sie ihm nachgeleichen sei, da konnte er seine Pose als Othello nicht länger aufrechterhalten, und glücklich war Elsriede, als nun ein Kuß das Eis zum Schmelzen gebracht hatte.

„Aber nun versprichst du mir —“ sagte Oskar mit der Würde des Hausherrn. — „Niemals wieder eifersüchtig zu sein!“ beteuerte die Gattin.

„Also vorläufig kuriert?“ „Hoffentlich für alle Zeit!“ flüsterte Elsriede ihrem Gatten zärtlich zu.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Vorsichtig.

Aber mein Fräulein, noch immer nicht mit Einkäufen für die Reise fertig? Zwei Tage brauchen Sie dazu?

Natürlich, Herr Doktor! Einen Tag brauche ich die Sachen einzukaufen und den zweiten, sie umzutauschen.

* * *

Wahre Geschichte. Herr Bämmchen aus Dresden sieht während seines Aufenthaltes in Wien auf der Straße einen Mann, der eine lange Stange trägt, und erkundigt sich gleich, was das sei. — „An Blitzeleiter trag i halt,“ knurkt der Mann. — „Ne,“ meint darauf Herr Bämmchen zu sich, „was die Leute in Wien ängstlich sind!“

Umschrieben. Ein Einjähriger hat einmal dem Feldwebel einen Hasen verehrt, der von dem Vater des Einjährigen selbst erlegt war. Nach einiger Zeit meinte der Feldwebel zum Einjährigen: „Ihr Herr Papa ist wohl frank, daß er schon so lange nicht auf der Jagd war?“

Mutter: „Ich kann nicht dulden, daß du bis 10 Uhr abends in der Konditorei bleibst. Als ich so alt war, wie du, mußte ich um 8 Uhr im Bett liegen!“ — **Bäfisch:** „Da mußt du aber eine drollige Mama gehabt haben!“ — **Mutter (erregt):** „Eine bessere als s. du, du Nasenweis.“

Unbedacht. **Gast:** „Hören Sie, Kellner, ich habe schon besseren Kalbsbraten wie diesen genossen.“ — **Kellner:** „Aber bei uns nicht!“

Guter Inhaltspunkt. Professor (zu seiner Magd): „Ich begreife gar nicht, Emma, daß Sie sich die Telephonnummer 1184 durchaus nicht merken können, — denken Sie doch einfach an die Zerstörung von Troja!“

Kindliche Logik. Hänschen war zum erstenmal in der Schule. — „Nun, Hänschen,“ fragt die Mutter, „wie ist denn dein Lehrer?“ — Hänschen: „Ach, Mutti, der weiß noch weniger als ich; immer fragt er alles!“

Heinrich Heine, der Dichter, bekam in einem Gasthause einmal eine Reissuppe vorgesetzt, in welche eine Fliege hineingefallen war. Er gab dem Kellner die Suppe mit den Worten zurück: „Ich habe keine Reissuppe mit Geflügel bestellt!“

Auf der Gesellschaft. Zwei Herren, die sich anscheinend ganz fremd sind.

Der erste: „Langweilig, was?“ — **Der zweite:** „Ja, mächtig!“ — **Der erste:** „Wollen wir verschwinden?“ — **Der zweite:** „Ich kann leider nicht; — ich bin der Gastgeber! — — —“

Unerwartete Antwort. Mann: „Sieh mal an, dort drüben geht der Meier Ignaz spazieren! Du weißt, der wurde doch vor einiger Zeit von einem Automobil überfahren, und jetzt hat er fünftausend Franken Schadenersatz bekommen.“ — Frau: „Ja, siehst du, an dem Meier kannst dir ein Beispiel nehmen, er ist immer auf seine Familie sehr bedacht gewesen . . . !“

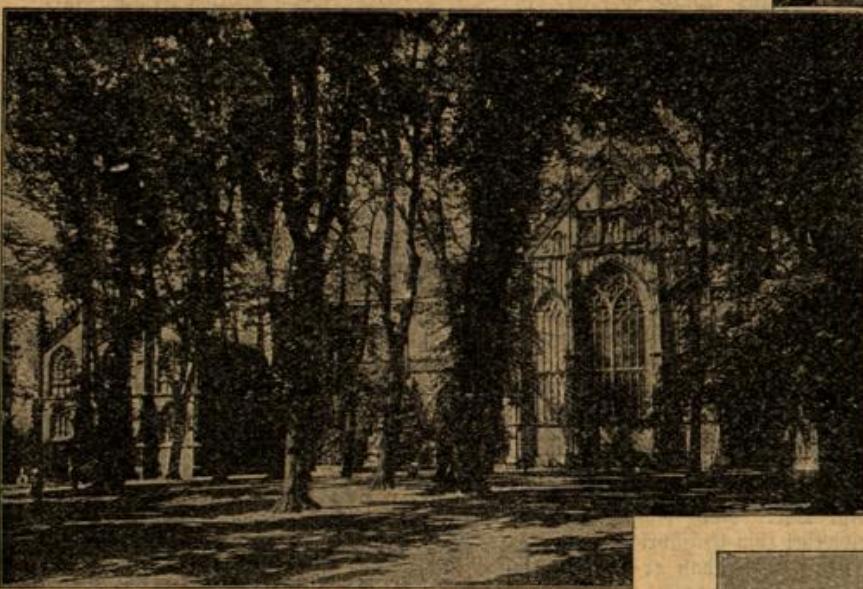
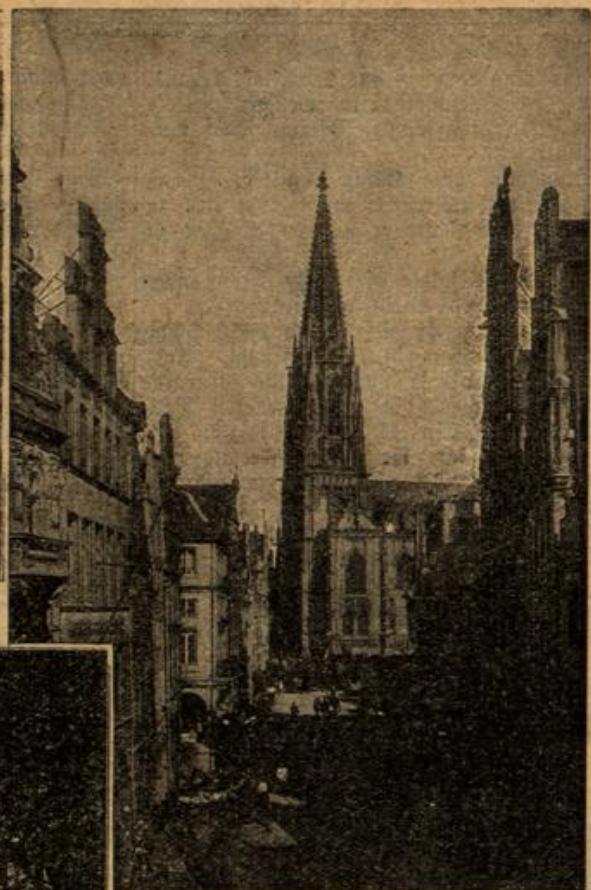
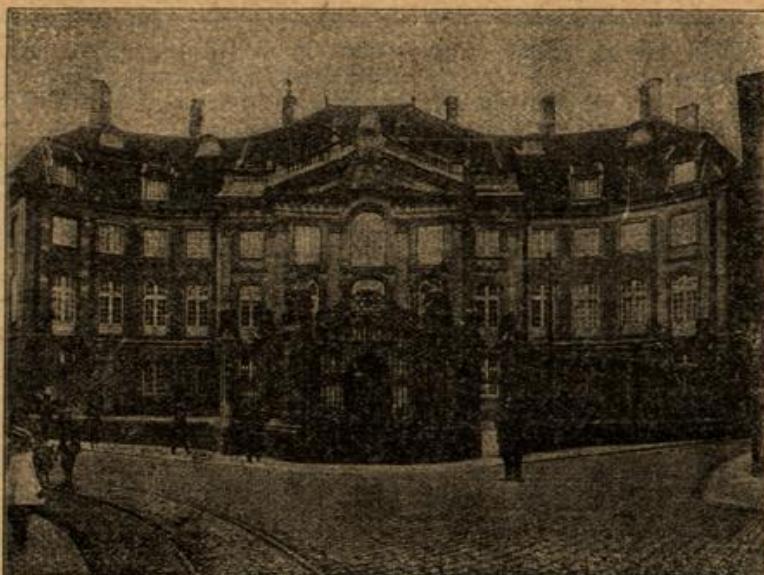
Zeitungsbereicht. . . . Wir sind in der hoherfreudlichen Lage, über den überaus traurigen Vorfall von gestern abend heute schon Näheres berichten zu können . . .

Prompter Bescheid. Er: „Warum war Salomon der weiseste Mann?“ — Sie: „Weil er so viele Frauen hatte, die ihm mit gutem Rat zur Seite stehen konnten.“

Dexierbild.



Wo ist der Maler?



Bilder aus Münster i. Westf.

Oben links: Der Erbdrostenhof; rechts: Lambertikirche mit Prinzipalmarkt. — Mitte: Der Dom. — Unten links: Das Rathaus; rechts: Der Prinzipalmarkt.



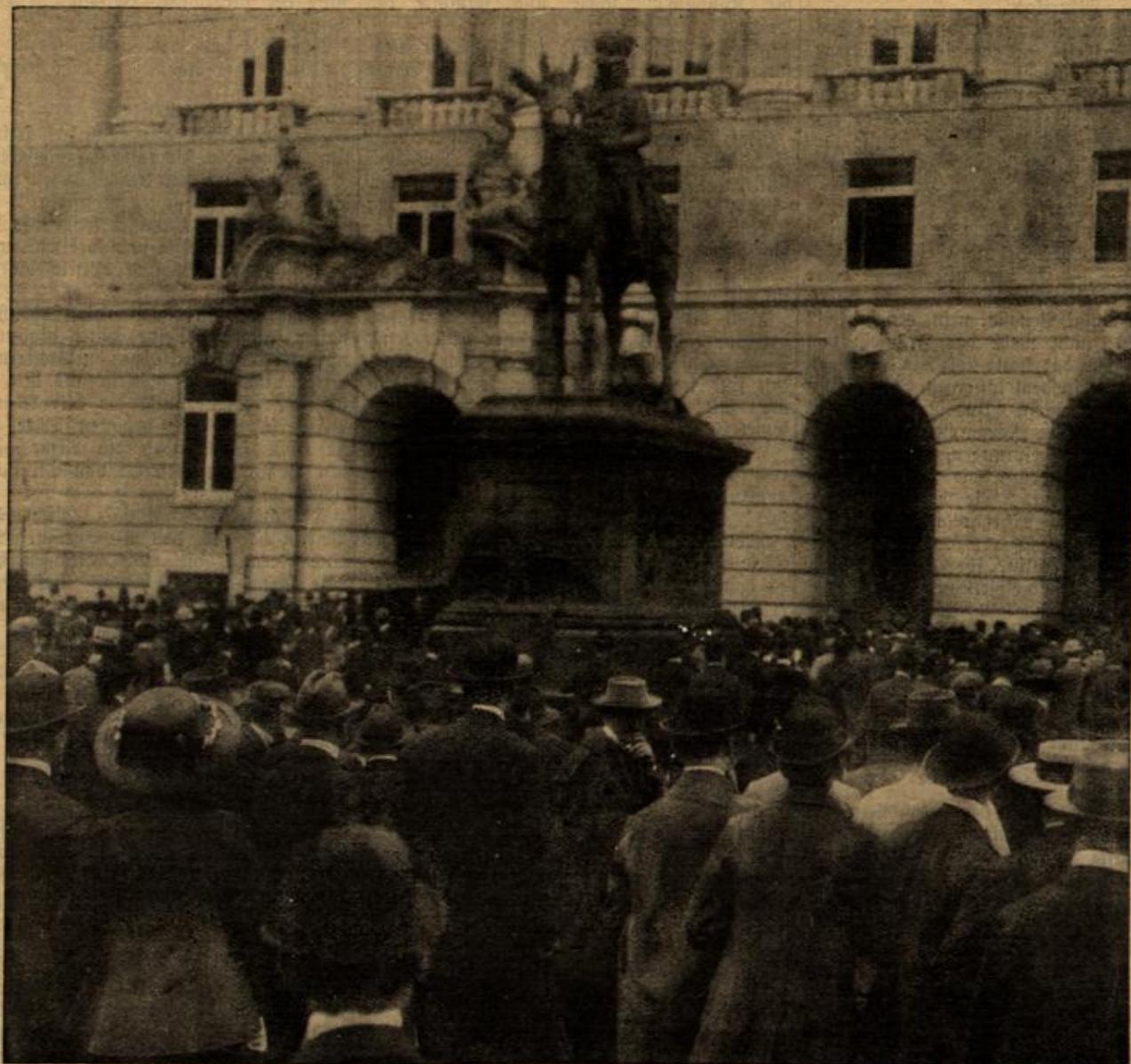
Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 33

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Einberufene Reichsdeutsche in Wien vor dem Radetzkydenkmal.

Das Fräulein von Bernex. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Schluß.

Nachdr. verb.

Margareta, Margareta, schau mir in die Augen! Hätte ich dich nicht glücklich machen können?" "Fort! Was tot ist, soll im Grab bleiben!"

"Die Liebe ist stärker als der Tod. Ach, Margareta, erwürg mein Herz nicht! Lüge nicht! Du hast den alten Soldaten nie geliebt. Geliebt hast du immer im tiefsten Herzen den Luigi Venosta —"

"Alberika, Alberika!" Es klang wie der Schrei einer entrüstenden Mutter. Aber Alberika kam nicht.

"Und noch eines! Für dich und mit dir hätt' ich die Revolution da draußen niederschlagen können. — Es ist zu spät und ist deine Schuld —"

"Herr Venosta, das ist Lüge —"

"Nun sind Räten und Weltlin in Ewigkeit auseinander. Aber eines liegt noch in dieser meiner Hand: die Planta-Villa und all die Planta-Güter im Weltlin kann ich retten —"

"Alberika, Alberika!"

"Und die große Nation hat Freiheit proklamiert, Freiheit den gehnechteten Völkern, Freiheit den gehnechteten Herzen! Verschließ dein Herz nicht! — Margareta! — O du weisst, wohin dein Herz gehört, wo es einmal im Leben glücklich werden könnte! — Wende dich nicht weg! Das Feuer in meinen Augen ist aus deinem Herzen. Das soll ewig brennen."

Der stolze Luigi Venosta war niedergekniet, hatte die Hand der Bebenden ergriffen, umklammert. — — Es war still wie in einer Totenammer.

"Signor Luigi Venosta, nein, ewig nein!"

Das hatte nicht mehr das Fräulein von Planta gerufen, das klang stolz wie das Wort, das eine Kaiserin dem lusternen Bagabunden am Wegrand zwirft. Und Luigi hatte es verstanden: er hatte Margarets Hand weggeworfen, war aufgesprungen, hatte den Hut auf die Locken gedrückt, die Hand auf den Pistolenkopf gelegt. Die beiden schauten sich stolz an und Margareta schlug zuerst die Augen nieder.

"Stolze Aristokratin, ihr habt mit mir und meinem Leben gespielt und möchtet das verderbte Spielzeug in den Auskriecht schleudern. Aber wißt, das Herz, das durch eure Spielerei schlecht wurde, geht mit euch über die Berge. Und ihr sollt es gewissen noch mit der sterbenden Hand. Fertig! Mir aber schlägt ein neues Herz in der Brust und ich darf euch verachten und das erhält mein Herz gesund —"

"Alberika!" — —

"Mutter, ich finde den Mantel nicht," kam's weinend aus dem öbern Gang.

Schon hatte Luigi Venosta das Portal aufgerissen: "Freie Weltliner, herein!"

Sie drangen ein mit ihren roten Binden, mit ihren weinglühenden Gesichtern, mit ihrem blitzenden Gewaffe.

"Republikaner, diese Villa gehört zur cisalpinischen Republik, der Wein und was beweglich ist, gehört euch —"

"Signor Venosta, ich protestiere —"

"Fremde, protestiert jenseits des Weltlins!"

Nah vom Schweiß kam die Kleine herab. Ein lauter Schrei aus dem sichtbar pochen-

den Herzchen. Und wie sie die Mutter umschlingen wollte, flirrte der Schlüsselbund auf die Steinplatte. Ein Bursche hob ihn mit der Raschheit des Tigers auf und schwang den Fang in der Luft: "Ende der Graubündner! Hoch die Konfiska!"

"Pietro, gib der Frau die Schlüssel und geh mit ihr!" gebot Venosta. "Sie mag den Mantel holen, sie soll nicht frieren auf den kalten Bergen! Wir haben Rücksicht, wir haben Mitleid — die Plantas haben mit uns nicht immer Mitleid gehabt."

Signor Venosta, ich danke —"

Noch einmal begegneten sich Luigis und Margarets Augen. Da war's, als sei in den Augen der beiden ein Lichtlein erschienen, eines nach dem andern.

Gebeugt schritt Margareta, von Alberika und dem Burschen begleitet, die Treppen hinauf. Hoch ausgerichtet und mit dem grauen Mantel bekleidet kam sie bald zurück. Luigi bohrte den Blick in den Steinboden.

"Die Schlüssel her, die Schlüssel! Hoch die Konfiska!" schrie und stampfte die Horde.

"Euch? Nein!" Und die Gierigen verstummten vor der Majestät der Frau. Sanft fügte sie bei: "Alberika, gib dem Herrn dort den Schlüsselbund!"

Alberika legte den Haufen Schlüssel Luigi Venosta zu Füßen. Sie zitterte vor dem finstern Gesicht und flog zur Mutter hin.

Venosta aber schleuderte mit dem Fuß den Schlüsselbund gegen die Mauer: "Hinaus die Fremden, heute noch über die Grenze!"

Da trat Margareta näher: "Signor, seid ihr ein Barbar —"

"Ich bin nobler als euer Herr Vater, der Landeshauptmann unfehligen Andenkens. Man weiß, wie die Bündner reich geworden sind im Weltlin. Nehmt euren Mammon mit! Er ist das Herz der Bündner, soviel ihrer im Weltlin gewesen sind —"

"Signor Luigi Venosta, ihr seid ungerecht —"

"Aus den Augen! Fort, auf immer fort!"

Das war ein Schrei des Zornes aus der Tiefe des Herzens. Aber Margareta glaubte, es hänge an ihm noch ein Deltröpfchen der Erlöschenen Liebe. Ganz nahe getreten, wollte die Ausgewiesene noch einmal jene Augen sehen, aus denen sie auf immer fortgestoßen wurde wie eine Untreue.

Luigi hatte sich weggeschafft. Ob er noch auf die sanften Worte achtete, die flehend und Verzeihung heischend von Margarets Lippen stiegen? "Grüßt mir eure gute Mutter Anna und eure liebe Schwester Bianka" —

Mit dieser letzten Bitte verließ die Verstoßene die Villa. Nichts ging mit ihr als Alberika und Erinnerungen, traurig und traurige. Und etwas, das sie gern von der Brust herausgerissen hätte: das Geld! Sie hätte es gern wie ein Fluchtgeld unter die Raubtiere gestreut. Doch sie mußte ja wandern, mußte vielleicht irgendwo ein Dach bauen —

Die Rotte jubelte und umringte schreiend die beidernden Scheidenden. Das waren nicht mehr die milden Weltliner, die Untertanen; das war die Jugend, die sich am Wein der

französischen Freiheit verauscht hatte und sich nun satt essen wollte an den fetten Stücken der abgesetzten Zwingherren.

Weit ging die Rotte nicht mit; Margareta und Alberika waren ja nicht gefährlich für die cisalpinische Republik.

Luigi Venosta war allein in der Villa zurückgeblieben und hatte den Schlüsselbund aufgehoben, aber ihn plötzlich wieder an die Mauer geschleudert: „Zum Teufel! Was nützt mir die Villa ohne Margareta!“

Stirbt er auf der Steinbank? Kalte Tropfen rollen über die Stirn, er leucht, als treme sich der letzte Feuer seiner Seele von der Brust, der tiefgebeugten.

Da sprang er auf und streckte die Arme gegen das Gewölbe: „Frei, frei bin ich geworden, frei wie mein Weltlin! Aber im Weltlin bleibe ich keine Nacht mehr. Fort ohne Abschied! Fort zur Armee des großen Bonaparte!“

Da war die Rotte ungestüm zurückgetreten und an das Gewölbe donnerten die Rufe der niedrigsten Volksseele: „Hoch die Konfiska! Hoch die Konfiska!“

Venosta ergriff den Schlüsselbund: „Psui, Weltlin! Das Rauben ist euer freies Weltlin!“

„Hoch die Konfiska!“

„Psui! Nichts gilt euch das freie Weltlin, nichts die cisalpinische Republik.“

„Das Weltlin hat keine Taschen im Kleid, aber wir! — Hoch die Konfiska!“

Erzürnt warf Luigi Venosta den Schlüsselbund in die Rotte und fort war er —

Draußen flutete und blutete die Abendsonne über das Tal hin.

Luigi Venosta schaute die Schönheit mit nassen Augen. Seine Hütte droben! Lag nicht Gold auf den schwarzen Brettern? Wirbelten nicht Silberstücklein aus den Kaminsteinen? Stand nicht die alte Mutter als Priesterin vor der brauen Türe, breite sie nicht frohweinend die Arme aus, um den Sohn, den Befreier von Tirano, glücklich zu umarmen?

Da schüttelte sich Luigi: „Nicht für mein Weltlin hab' ich das alles getan. Nur für eine Fremde, die mich verstoßen hat, für eine Fremde, die ich auch verstoßen habe, ach, die ich auß neue verstoßen muß bis zum allerleichtesten Tag. Aber keine Scholle des befreiten Weltlins soll auf meinen Sarg rollen! Fort! Meine Heimat ist die Fremde, mein Morgengruß Esel, mein Abendgebet die ungeweihte Träne, mein Leben ein Stürzen, mein Tod — —“

Er war in ein Pastanienwäldchen gedrungen und hinter ihm schlügen die Zweige zusammen.

In Tirano lauter Jubel. Gassenbuben schrien an allen Enden wie aus Bosauern: „Cisalpinische Republik!“ Was es bedeutete, wußten sie nicht. Um so lustiger war es für sie.

Emilio Lanfranchi schritt gegen das Planta-haus. Er wollte dort trostlos. Auf dem Weg gab er einem kleinen Schreihals eine Maulschelle. Aber am Portal angelommen, aus dem ihm Weindurst und Lärm ins brennende Antlitz schlügen, sah er ein, daß seine Hand zu schwach war.

„Wo ist die Signora?“

„Die kommt nicht mehr. Hoch die Konfisca!“

Es war genug für den Alten. Er schritt wie ein Fremdling zum Heiligtum der Madonna von Tirano.

Luigi Venostas alte Mutter begegnete ihm.

„Wo ist mein Luigi?“

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Mutter, er wird auch in der cisalpinischen Republik sein Glück nicht finden —“

„Ach, ich weiß es, ich wußte es schon lange —“

„Geht nicht in die Gassen! Dort ist es nicht schön. Man stiehlt, man raubt, man hat den ersten Tag unter der fremden Republik entweicht —“

„Was versteh' ich davon! Mein Luigi!“

„Geht heim! Er ist für euch nicht zu sprechen —“

„O helft mir!“

„Er hat nicht auf mich gehört, heute. Und morgen geh ich nach Buschlav hinüber und bleibe dort — ich will ein Bündner werden. Gute Nacht, Frau Venosta, und lebt wohl!“

Die Mutter murmelte: „Lebt wohl!“ und rannte gegen Tirano und wimmerte: „O Luigi, o Margareta!“ und immer das-selbe — —

Draußen schritten zwei eilig über die Halde.

„Komm nur, Alberisa! Die Sonne hängt schon am Berge. In Grossoto bleiben wir übernacht beim alten Renzo Luzzetti. O, das ist ein guter Mann. Und morgen fahren wir auf seinem Wägelchen über die Berge —“

„Und ich habe den Kanarienvogel vergessen, je!“

„Wir wollen ein Weilchen sitzen und nachdenken. Komm, da! Aber wer kommt durch den Weinberg heraus! Oh, Bianka Venosta! Kind, komm schnell!“

„Die tut uns gewiß nichts —“

„Von dieser guten Seele kann ich nicht Abschied nehmen. Komm schnell!“

Aber es war zu spät. Bianka hatte schon die Hecke erreicht und durchbrach sie, ohne der dornigen Zweige zu achten. Sie stand im Weg und fuhr mit dem weißen Ärmel über das Gesicht, um Schweiß und Blut abzuwaschen.

„O Bianka, Bianka! Wir sind auf der Reise. Wir kehren nie mehr zu euch zurück. Nie mehr, Bianka —“

„Madonna, ich hab' es geahnt! Und unser Luigi, hat er euch nicht beschützt? Euer Haus? — Weh, ihr schaut mich nicht an! Hat er selbst —“

„Bianka, der arme Luigi ist krank —“

„O ja, krank. Da drinnen krank, im Herzen krank —“

„Geh heim zu ihm! Geh, liebe Bianka, mach ihn gesund! Und sag ihm, daß ich ohne Born vom schönen Weltlin scheide, ohne Born! Auch das kannst du ihm sagen, Margareta sei über die Grenze gegangen mit Tränen über all die Sünden, die im lieben Weltlin von allen Graubündner sind begangen worden. Und mit Tränen — doch es ist genug. Weine nicht, Bianka! Grüß mir die deinen daheim — o ich, ich habe keine Heimat! Leb wohl!“

Bianka Venosta blieb starr und stumm, ein Bild des heftigsten Schmerzes. Margareta konnte sie nicht länger ansehen, sie beugte sich tief, tief zur Erde, als habe auch sie an diesen Schmerzessügen gemeinholt.

Blößlich warf sich Bianka zur Erde und umarmte leidenschaftlich die zitternde Alberisa und küßte sie und hauchte: „Verde glücklicher als wir!“

Dann sprang sie auf und stand flehend. Margareta verstand das Flehen der schönen und leidverschlagenen, der armen und reichen Weltlinerin und breitete die Arme gegen sie aus — —

Ringsum so still, so feierlich, als habe die Landschaft im Abendrot den Atem angehalten, um dem Schlag zweier Herzen zu lauschen. Die Sonne drüben hielt an und schob den blauroten Wollenschleier zurück, um etwas zu betrachten, was sie nie mehr schauen sollte: wie sich Rätia und Weltlin umarmten, um sich zu trennen, auf immer sich zu trennen.

* * *

Eine Weile später und Mutter und Töchterchen sahen auf einer Steinplatte am Wegbug, wo noch einmal das Weltlin glänzte. Oder war es nicht mehr die Sonne, die über das Tal zitterte? Sie war ja hinabgesunken — es war nur der langsam absterbende Glanz, wie wenn die Ampel erloschen ist und an der Wand noch ein Leuchten hingehet.

Ein solches Leuchten war's, in dem von ferne noch die Planta-Villa herübergrüßte.

„Mutter, wir wollen zurück! Das Haus ist doch noch unser Haus.“

„Weltlin, wie bist du schön! — O lebe wohl!“

„Was sagst du, Mutter? Ich, ich habe Heimweh nach unserer Villa, o komm!“

„Nach der Villa? Ich nicht! Ich will sie ganz, ganz vergessen. Komm, Kind, ich trage dich ein Stück weit.“

So hatte Margareta ihr Kind noch nie an sich gedrückt, so heiß es nie gefühlt. Dann lächelte sie und trug die Last so leicht und scherzte: „Bis nach Grossoto kann ich dich tragen. Ja, ja, ich trage dich bis wo die ersten Bündertannen rauschen.“

„Aber was sagen sie in Bernez, wenn wir so mit nichts kommen?“

„Was sie sagen? Ja, in alter Liebe schauen sie aus den kleinen Fenstern und kommen über die Gasse und denken: O schaut, wer kommt wieder heim! Das Fräulein von Bernez.“

Ein Sonnenstrahl. Novelle von Käte Bloemer.

Nachdruck verboten.

In goldiger Glut versinkt die untergehende Sonne fern hinter den Bergen. Noch flutet es wie ein Meer von Licht und Feuer um sie her. Rosiger Schimmer legt sich langsam über die Wolken hin. Allmählich schwundet die purpurne Pracht; noch ein letzter, leuchtender Strahl bricht hervor und senkt sich zitternd über Berg und Tal — einen Augenblick nur verläßt er das All. Und mit ihm steigt leise und lind die Erinnerung nieder; sie wandelt über die Lande, und wo sie ihre Hand segnend über ein Menschenherz ausbreitet, da wird's gar still und friedlich drinnen.

Auch an Walter Burg ist sie vorübergegangen, leise, segenspendend. Mechanisch löst er das Buch sinken, in dem er bisher gelesen; sein Blick verliert sich in blauen Fernen. Er, der unsiße Erdenpilger, ein armer Schriftsteller, vom Glück wenig begünstigt, er vergißt, was ihm das Leben Bitteres gebracht. Der Sonne letztes Leuchten weist ihn ja aufwärts, dorthin, wo ihn des Lebens rauhe Hand nimmer fassen kann. Zurück schaut er in die sonnige Kinderzeit, in der er nichts wußte von Leid und Schmerz, zurück in die heiteren Jugendjahre, da das Leben ihm eitel Gold dünkte. Und dann schaut er das Furchtbare: er steht am der Bahre der heißgeliebten Mutter, sieht das todesbleiche Antlitz des sterbenden Vaters.

So ist er bis jetzt einsam seiner Wege

gegangen, verlassen, verstoßen von der schöneren Welt; denn er ist ja häßlich . . .

Ein helles Kinderstimmen wedt ihn plötzlich aus seinen Sinnen auf; ein reizendes Bild fürwahr, das er da schaut: das kleine, blondlockige Mädchen an der Hand des älteren. Nur der unsichere Gang des letzteren fällt ihm auf, der seltsam starre Blick der schönen Augen. Sollte dieses herrliche Gesicht mit den großen Augen von der tiefblauen Farbe der Blüte des Sigruns, den langen schwarzen Augenwimpern, dem metallisch glänzenden Lockenhaar, sollte diese zarte Himmelsblume des Augenlichtes beraubt sein?

Er sieht seinen Verdacht bald bestätigt. „Zest muß doch bald die Bank kommen,“ hört er die weiche, fliegvolle Stimme, „füre mich hin, dann kannst du spielen, bis ich dich ruje . . .“

Nur ein heißer Wunsch steigt in ihm auf: dieses blühende, herrliche Weisen sein eigen nennen zu dürfen.

* * *

Fünf Jahre sind verlossen. Walter hat die schöne Blinde als Gattin heimgeführt, und sie hat ihm ein liebliches Kind geschenkt. Dieselben schwarzen, glänzenden Locken, dieselben tiefblauen Augensterne, von langen schwarzen Wimpern beschattet, die er an seiner Mary so liebt, zieren auch die

kleine Hilde. Über allen aber strahlt die Sonne reinsten Glücks.

Wiederum sind zwei Jahre vergangen. Mary hat sich auf Anraten berühmter Aerzte einer Augenoperation unterzogen, die zwar sehr gefährlich gewesen, aber doch zum Guten verlaufen ist. Noch sind ihre Augen schwach, und die Fenster sind verhangt, während draußen goldiger Sonnenchein flutet.

Drüben im Wartezimmer aber harrt Walter, bangend, verzagend. Wird sie, die ihn nie in seiner Häßlichkeit gesehen, wird sie sich nicht mit Abscheu von ihm abwenden müssen, sie, die ihn so heiß geliebt, ihm die Erde zum Paradies gemacht hat? Soll er jetzt dieses Glückes beraubt, aus diesem Paradies verstoßen werden? . . .

Leise öffnet sich die Tür zu Marys Zimmer, und Hilde lugt vorsichtig ins Zimmer, Blumen in den kleinen Händchen, Blüten in den schwarzen Locken. Doch das dunkle Zimmer ist gar zu garstig, kann sie doch das Mütterlein nicht sehen, so schön, wie früher. Noch ehe Mary es verhindern kann, sind die Fenster von ihrer schützenden Hülle befreit, und herein flutet das goldige Sonnenlicht.

Einen Blick wirft die eben Genesene auf das herrliche Kind zu ihren Füßen, mit dem schneigen Blütenkranz im schwarzlockigen Haar — dann wird es dunkel um sie her . . .



Deutsch-Russische Grenzstation.



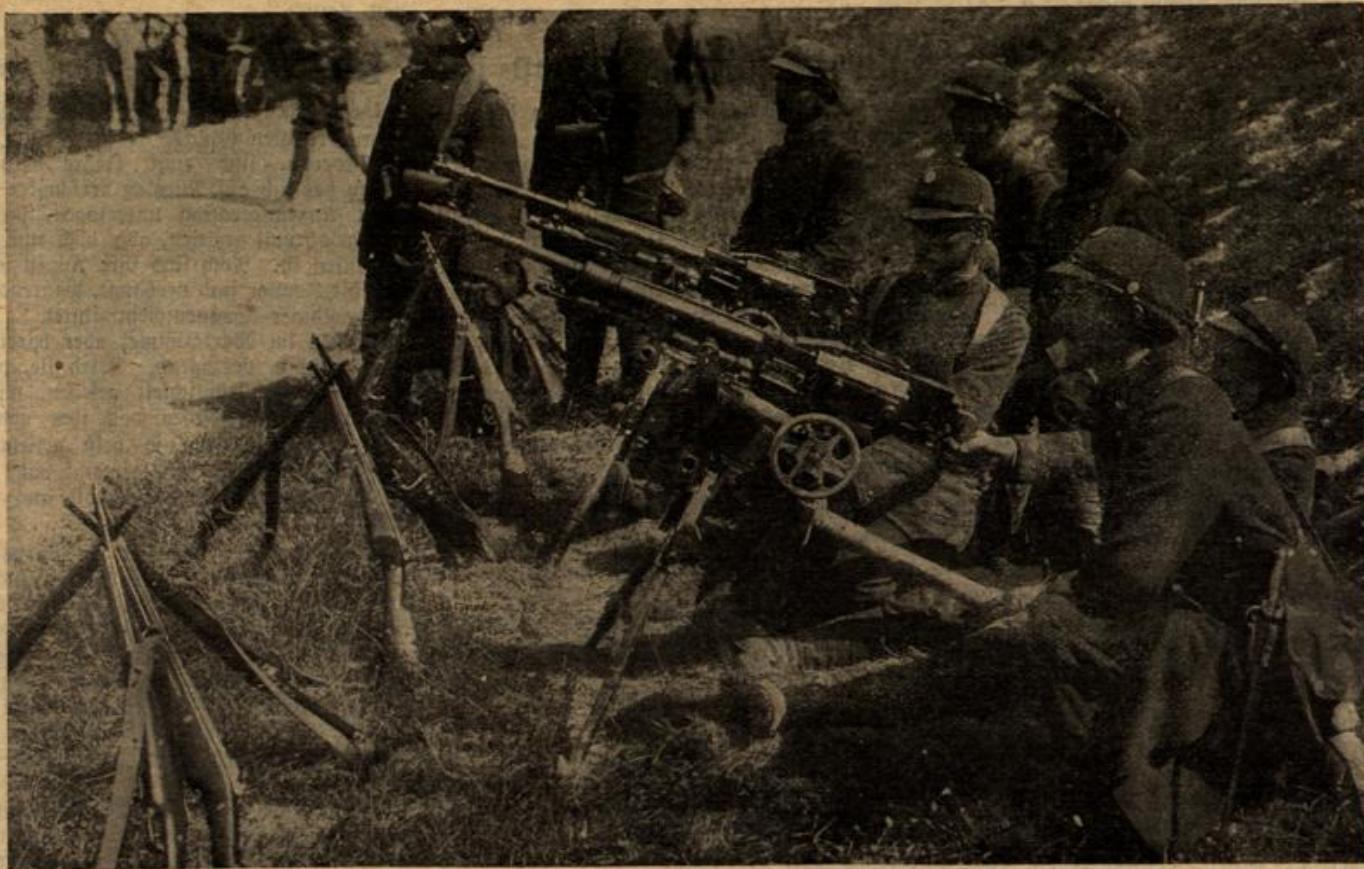
Dr. M. Javanowitsch,
Sekretär der serbischen Gesandtschaft
in Berlin und Geschäftsträger.



Sir Edward Goschen,
englischer Botschafter in Berlin.



General Boza Jancowitsch,
der als eigentliches Haupt der groß-
serbischen Bewegung gilt.



Französische Infanterie: Maschinengewehr-Abteilung.

Französische Infanterie.

Wie in sämtlichen stehenden Heeren der Großmächte ist auch in der franz. Armee in den letzten Jahren der Neuwaffnung und Neuuniformierung der verschiedenen Abteilungen große Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Deutsch-russische Grenze.

Die westliche und die östliche Grenze des deutschen Reiches steht schon in Frieden unter strengster Bewachung, die sich bei der gegenwärtigen Lage außerordentlich verschärft hat.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Deutsche Soldaten im Dorf Mouland.

Dan unfern siegreichen Kämpfen in Belgien.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Gefangengenommene belgische Truppen.

Blumen. Von I. Batzer.

Nachdruck verboten.

Wie viel Wunderkräfte knüpfen sich nicht der Sage nach an Blumen und Kräuter. Aus neun verschiedenen Kräutern wird der Liebestrank gebraut, ebenso der Trank der Vergessenheit und der Glaube verleiht beiden eine wundertätige Wirkung. Pflanzen und Blumen machen unsere Erde zu einem Eden und Blumen geleiten uns durchs Leben. Blumen begrüßen das Kind, wie den Greis, sie drücken unsre Wünsche aus bei frohen Festen, sie schmücken die Braut und zieren die Gräber. Sie verwandeln unsre Ruhestätte, das kleine Fledchen Erde in einen blühenden Garten und verwischen den allzu trüben Eindruck des Todes.

Unter allen Blumen nimmt die Rose unstreitig den ersten Rang ein. Sie gilt für die schönste Blume und ist umwoben von der Sage aller Völker, Dichter und Sänger preisen ihre Schönheit. Bereits im grauen Altertum erwähnt Homer der Rose und die griechische Dichterin Sappho nennt sie die Königin der Blumen, ein Name, den sie beibehalten hat bis auf unsre Tage. Sie war mehreren Gottheiten geweiht. Als Sinnbild der Schönheit war sie der Venus heilig, als Zeichen der Liebe dem Amor geweiht und als Symbol der Jugend und Schönheit stand sie der lieblichen Aurora am nächsten. Bei den Festen der Gottheiten schmückten sich die Opfernden mit Rosenkränzen, ja selbst die Opferiere erschienen im Schmuck der Rosen und als selbst die barbarische Rauheit menschlicher Sitten gewichen waren, lebte die Vorliebe für das holdeste Kind Floras unbekümmert fort im Gemüte der Völker. Die Rose ist auch die sagereichste Blume des Mittelalters und war meist Attribut der Heiligen und ist ganz besonders der Jungfrau Maria geweiht. In Deutschland, Frankreich, Italien und England ist sie überall gleich beliebt und gepflegt. Auch die Minnesänger verkündeten ihr Lob, ebenso die Sänger und Dichter unserer Tage. In Italien weiht der Papst noch jedes Jahr die goldene Eugenrose und verleiht sie, wie die weltlichen Fürsten Orden. In England wählten mächtige Geschlechter sie in ihr Wappen und in Frankreich feierte man die bekannten Rosenfeste.

Auch die Sage bemächtigt sich der Rose und zieht sie in ihren Kreis. Wer kennt nicht die Legende von den Rosen der heiligen Elisabeth, der ironnen Landgräfin von Thüringen? Ebenso bekannt dürfte jedermann die Sage von der Entstehung des Moosröslein sein. Einst schließt der Engel Gottes, der die Blumen pflegte, im Schatten eines Rosenstrauches ein. Der Tag war schwül, die Sonne brannte heiß und sengend und der gute Rosenstrauch gab dem Schläfer gern und willig seinen Schatten. Als der Engel erwachte, war er erquickt und dankte dem Rosenstrauch, indem er ihm mit einem neuen Reize, dem Moose schmückte. Nach H. von Chazay entstand das Moosröschen folgendermaßen: Als unser Herr und Heiland einst müde von weiter Wanderung in sengender Sonnenglut aus der Wüste kam und auf einen weichen Moosteppich trat, pries er laut Gottes Güte, die alles an seinen rechten Platz gestellt, auch das unscheinbare Moos, das so bescheiden am Waldboden wächst. Dein, sprach er, hat der Vater auch gedacht, dein Los, trag's mit Geduld! Raum hatte Jesus diese Worte

gesagt, da spricht ein wundernettes Röslein aus dem Moose hervor, Moosröslein genannt. Dasselbe war so lieblich und schön, daß man es unmöglich übersehen konnte. Das Blümlein aber blüht jetzt in jedem Land, der Demut stilles Bild. Als Joseph und Maria vor der Grausamkeit des Herodes mit dem lieben Jesukind stiegen mußten, trafen sie in der Wüste einen dornigen Strauch. Auf diesem trocknete die Gottesmutter die Windeln ihres göttlichen Sohnes. Bald sprühten an dem Strauche herrliche Blüten hervor, die einen gar süßen Duft ausströmten. Aber auch die rundlichen Blättchen des Strauches gaben von da ab beim Reiben einen würzigen Duft ab. Das ist das Muttergottesröslein, auch Deckentöschen, Weinrose sc. genannt.

Von der Dornenrose erzählt uns die Legende: Schön geschmückt standen Wiesen und Felder, Bäume und Sträucher knöpften und blühten, nur der Dornenstrauch stand noch umbelaubt am Waldbau. Er wand einst seine Zweige als Dornenkrone um des göttlichen Dulders Haupt. Seit dieser Zeit blieb der arme Dornenstrauch ohne Blätter, ohne Blüten, nur Tränen ohne Zahl glänzten an dem Strauch. Da ging die Osteronne auf und mit ihren warmen, verjüngenden Strahlen trug sie auch den armen Dornenstrauch und bedeckte ihn über und über mit Blätter und Blüten.

„Ja, der Heiland hat Erbarmen
Mit der Rose traurig Los!
Jeder Tropfen seines Blutes
Glänzt am Dornenstrauch als Ros!“

Deshalb muß der Dornenstrauch auch heutigen Tages noch warten, bis die Osteronne ihn gefügt, ehe er Blätter und Blüten treibt.

Die Pfingstrose leuchtet der Sage nach im Dunkel und weicht immer wieder zurück, wenn jemand die Hand ausstreckt, um sie zu pflücken. Die Seerose spielt im Leben der Elfen und Nixen eine große Rolle. Auf den breiten Blättern derselben liegt dies lustige Völkchen übers Wasser und schaukelt auf ihnen in lauen Maiennächten. Niemand darf es wagen, eine Seerose zu pflücken, auch Kinder warnt man davor, die Hand darnach auszustrecken. Die Seerose ist nämlich eine verzauberte Seejungfer und zieht unbarmherzig alle in die Tiefe, die sich ihr nähren. „Nachts um die zwölften Stunde“ wird die See- oder Wasserrose allemal wieder für eine Stunde zur Elfe und schwingt sich mit ihrem weißen Nebelschleier in lustigem Reigen.

Wir wollen nun noch eines Blümleins gedenken, das ebenfalls den Namen Rose führt, nämlich der Jerichorose, auch Auferstehungsrose genannt. Zu Taufenden wird dieses unsheimbare, vertrocknete Pflanzengebilde zu uns gebracht. Ins Wasser gesetzt, beginnt es allemal wieder von neuem zu grünen und soll, einer alten Sage nach, in der Weihnachtsnacht erblühen. Dies Blümlein soll auf Golgatha unter dem Kreuze unseres Herrn und Heilandes aus den helligen Blutströpfen, die zur Erde fielen, gesproßt sein. Drum ist sie auch der ewigen Auferstehung geweiht und belebt sich jedesmal von neuem, wenn man sie ins Wasser bringt. Nach einer andern Sage soll Maria die Wäsche des göttlichen Kindes auf dem Strauche getrocknet haben.

Blühen in einem Garten drei Rosen an einem Stiel, so kommt gar bald eine Braut ins Haus; doch eine vereinzelte, verspätete Rose im Herbst bedeutet einen Todestall in der Familie. Werden Liebende Rosenblätter ins Wasser und zwei schwimmen zusammen weiter, so kommt das Paar zusammen. Der Duft, der dem Rosengarten des Zwergkönigs Laurin entströmte, hatte wunderbare Kraft. Er machte Leid und Kummer vergessen und brachte Kranken die Genesung.

Jedermann kennt das herzige Beilchen, das Bild der Bescheidenheit, welches uns die erste Botchaft des kommenden Frühlings bringt. Wissen meine liebre Leserinnen auch alle, wo blau Beilchen, der kleine Lenzesbote zuerst geblüht? Sinnig erzählt uns die Legende, daß unter dem Kreuze Christi die ersten Beilchen blühten und ihren süßen Duft zum Kreuze hinauf, dem leidenden Heiland sendeten. Am Ostermorgen aber blühten Beilchen am Rande der Felsengrund und boten dem Sieger über Tod und Grab den ersten Willkommgruß der blühenden Schöpfung. Das Beilchen besaß der Sage nach, einst die Kraft, verborgene Schätze zu zeigen. Dem armen Beilchen war seine Mutter gestorben und es bekam eine Stiefmutter, die zwei eigene Töchter hatte. Die Stiefmutter, das große Blatt, war geizig, wollte alles für sich haben und setzte sich stets auf zwei Stühle zugleich, nämlich auf die zwei Kelchblätter. Die beiden Töchter der Stiefmutter nehmen auch jede einen Stuhl für sich in Anspruch und den zwei armen Stieffindern blieb von den 5 Stühlen also nur noch 1 Stuhl zusammen übrig. Nun dreht Gott zur Strafe für solch frevelhaftes Beginnen den Stiel der Blüte um. Die Stiefmutter kam zu unterst und bekam einen gewaltigen Höcker, die beiden Töchter der Stiefmutter zur Strafe für ihren Stolz jede einen Bart. Das Beilchen war dem Götter Tyr heilig. Ein Verwandter des Beilchens heißt indessen heute noch Stiefmütterchen, in vielen Genden auch Zelängerelieber, venee sc. sc. Es ist das bekannte viola tricolor. Das Blümchen besaß der Sage nach einst einen herrlichen Duft, seiner noch als das Beilchen, und wächst meist in Kornfeldern. Da die Menschen, die es seines Duftes wegen suchten, so viel Getreide zertreten, bat das Blümchen die heilige Dreifaltigkeit, ihm den Duft zu nehmen, damit die Menschen nicht mehr so viel Gefallen an ihm finden und das Korn, diese hohe Gottesgabe, der Menschheit erhalten bleibe. Die heilige Dreifaltigkeit ehrt die Uueigennützigkeit des Blümleins, schmückte es zum Lohn mit zwei neuen Farben und von da an heißt es Dreifaltigkeitsblume. Das Bergkämmeinicht ist eines unserer lieblichsten Blümchen und durch seinen eigenartlichen Namen das Sinnbild der Treue geworden. Ein Dichter des 15. Jahrhunderts sagt von ihm, daß er das „blaue Blümlein der schönsten juntro“ vorziehe und Dichter und Sänger des Mittelalters haben es ebenso sehr in Liedern und Gedichten gefeiert, wie es heute auch noch geschieht. Vom Bergkämmeinicht erzählt uns die Sage: Als der liebe Gott die Blümlein alle erschaffen hatte, gab er jedem einen Namen und wies ihm seinen Platz in der Schöpfung an. Ein kleines, blaues Blümlein kam noch einmal zurück und hatte seinen Namen vergessen.

Süchtern bat es den Schöpfer, ihm noch einmal zu sagen, wie es heiße. Da sprach der Schöpfer: „Wenn du auch deinen Namen vergessen hast, so „vergiss mein nicht“!“ Beschämmt zog sich das kleine Blümlein zurück und barg sich am Flusshausrand in dichtem Gebüsch und kommt jemand, der die Hand ausstreckt, es zu pflücken, so ruft es: „Vergiß mein nicht!“ Nach einer andern Sage hatte unser Schöpfer allen Blumen einen Namen gegeben und dabei ein kleines, bescheidenes Blümchen ganz übersehen. Schüchtern trat das kleine Blümlein, vor den Thron des Schöpfers, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach: „O Herr! Vergiß mein nicht! So sollst du fortan heißen, sprach der Herr und zeigte ihm ein verborgenes Blättchen im grünen Wiesenland, wo murnelnd das Bachlein mit seinen klaren Wellen vorüberzieht.

Au die Glöcknblume knüpft sich folgende Sage: Im dritten Kreuzzug wurde Ehrentraut die Braut des Ritters Wolfram. Als er fortzog in das heilige Land, bat er Ehrentraut, daß sie ihm die Treue wahre während der Trennungszeit. Sie kamen überein, daß jeden Morgen und allabendlich Ehrentraut das Glöcklein ziehe in der Schlosskapelle. Es soll der Ton des Glöckleins ihm ein Zeichen sein, wenn er nach Jahren zurückkomme, daß sie ihm treu geblieben.

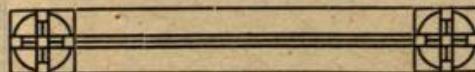
Die goldenen Locken Ehrentrauts hatte längst das Alter gebleicht und sie zog immer noch das Glöcklein, immer aber ver-

gebens, dem es ein Zeichen ihrer Treue sein sollte, der weile noch in der Ferne. Als man Ehrentraut zu Grabe trug, wars, als ob leise die klagenden Töne eines Glöckleins durch die Stille der Natur drangen. Jahr um Jahr war dahingegangen, da feierte eines Abends Ritter Wolfram zurück. Von dem Schloße klang ein wunderbares Läuten ihm entgegen, das er sich nicht zu deuten wußte. Er trat ins Schloß, „ging durch Gänge, halb zerfallen, durch manch offenes Thor“, bis er schließlich durch düstere Wege und Hallen vor der Gruslkapelle stand. In dieselbe eingetreten stand er vor einem Steinarg, aus dessen Spalten Blumen ragten, die die Form eines Glöckleins hatten und silberklar und hell ihre Töne hinaussendeten in die Weite!

„So erfüllte Wolframs Bitte
Liebend Ehrentraut,
Und begrüßte seine Schritte,
Treu mit Glöcknlaute!“

Schön und sinnig sind die Sagen, welche sich an das Tausendschönchen, Maßliebchen, Sturmblume, Margueriten knüpfen. In Österreich heißt es Ruderl oder „Gänsegässerl“ wie bei uns Gänseblümchen, weil das Blümchen, wie die Kinder sagen, wie a Gänserl auf am Boanerl steht. Der Sage nach verwandelte sich Ballides, eine schöne Waldnymphe einst in diese Blume, um sich den Nachstellungen des Bartummus zu entziehen. Eine christliche Legende erzählt uns

die Entstehung des Tausendschönchens folgendermaßen: Als Maria einst zur Winterszeit keine Blumen mehr fand, mit denen das Jesukind hätte spielen können, gab sie demselben die kleinen Leinenschüttel, die von ihrer Näharbeit abstielten. Das göttliche Kind schnitt Blumen daraus und verstreute sie über das weite Land, damit sie dort fortblühen möchten im Sommer wie im Winter. Und so ist es heute noch. Tausendschönchen blüht vor dem ersten Schneeglöckchen, das uns den Frühling einläutet und blüht noch, wenn längst die letzte Herbstzeitlose dahingegangen und erfreut das menschliche Herz zu einer Zeit, wo sonst im Feld und für alles Leben erstorben ist. „Tagesauge“ nennt sinnig der Engländer das Blümlein und Shakespeare stellt es als Sinnbild der Unschuld und Reinheit dar. Ossian läßt es aus dem Grabe eines Jünglings sprießen. Ein Engel, heißt es, nahm einen Stern und senkte ihn in die Erde, wo die Hoffnung der Eltern begraben lag. Da sprang die Sternblume — unser Tausendschönchen — vor. Schon in alten Zeiten war das Tausendschönchen zum Schichalsorakel erhoben, das man in allen wichtigen Dingen, namentlich in Herzensangelegenheiten um Rat fragte. Tausendschönchen zupfte Gretchen sinnig, als sie mit Faust durch den Garten wandelte, Tausendschönchen zupfen noch heute unsere jungen Mädchen und fragen dabei: Er liebt mich, liebt mich nicht &c. &c.



Spiel und Scherz.



Humoristisches.



Immer deutsch!

Im Jahre 1870—71 waren zwei biedere Bayern in einem französischen Wirtshause einquartiert, dessen Aushängeschild die Worte „Au sauvage“ trug. Auf die Frage ihres Hauptmanns, wo sie untergebracht seien, erfolgte die prompte Antwort: „In der Sau-Wage!“

* * *

Trifftige Gründe. „Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet, Herr Krause?“ — „Das will ich Ihnen sagen: zu einer Geldheirat hatte ich keine Neigung und zu einer Neigungsheirat hatte ich kein Geld.“ Begründeter Vorzug. Gast: „Sie Kellnerin, der Herr da drüben ist viel später gekommen als ich und hat sein Essen schon — und ich muß immer noch auf meinen Braten warten.“ — Kellnerin: „Ja, der wird aber auch immer gleich saugrob, wenn er seine Sach' nicht gleich bekommt!“

Ein ganz Schlauber. Vater: „An dem Zeugnis sehe ich, daß du wieder der Letzte in der Klasse geworden bist!“ — Söhne

chen: „Beruhige dich, Papa, dafür sage ich dicht bei der Tür, und wenn einmal Feuer ausbricht, bin ich der erste, der rauskommt!“

Garter Wink. Freund des Hauses (die Hand der Tochter betrachtend): „Was für eine wunderbar gepflegte Hand Ihr Fräulein Tochter hat!“ — Die Mama: „So, kann schon sein, aber was nützt das! Meine Hand war nicht geschont und war doch im Alter meiner Tochter schon längst vergeben!“

Die elegante Dame wühlte lange Zeit in den im Laden ausgestellten Sachen herum, ohne sich zu einem Kauf zu entschließen. Endlich sagte der Inhaber: „Wünschen Sie etwas zu kaufen?“ — Die Dame sah erstaunt auf: „Was sollte ich sonst wollen?“ — „Ich dachte, Sie nehmen Inventur auf, gnädige Frau!“

Der Adel. Neugeadelter Börjaner: „Da sagt man immer, Arbeit adelt; ich habe noch niemals gearbeitet und bin doch geadt worden.“

Gute Freunde. „Sagen Sie mal, was haben Sie eigentlich für unangenehme Nachbarn? Auf der Treppe traf ich Leute, die furchterlich über Sie herzogen!“ — „Dann waren es jedenfalls keine Nachbarn, sondern gute Freunde, die gerade von uns kamen.“

Das edle Motiv. Reeder: „Also Sie sind der edle Mensch, der über Bord sprang und einen Kollegen vom Ertrinken rettete. War er denn ein intimer Freund von Ihnen?“ — Arbeiter: „Det nich, aber er war mir noch zwee Taler schuldig!“

„Ich habe gehört, Sie wollen sich einen eigenen Haushalt anlegen? Was haben Sie sich denn schon dazu angeschafft?“ — „Eine Frau!“

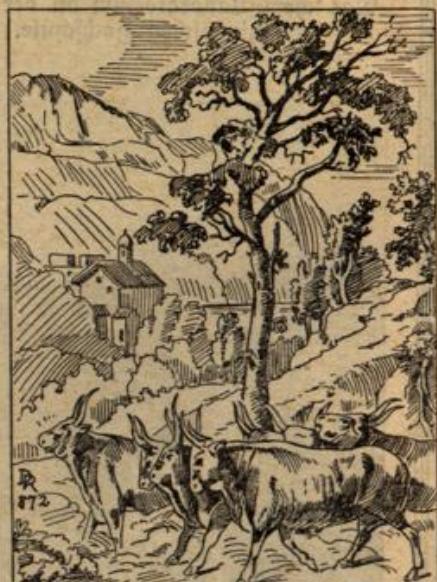
Schneider. „Wollen Euer Gnaden nicht

den letzten Anzug bezahlen? — Der Tuchhändler drängt mich schrecklich, ich solle meine Schuld bei ihm begleichen.“ — Student: „Was? Sie pumpen selber die Leute an und wollen andere mahnen? — Ist nichts!“

Uebertriebene Höflichkeit. „Der Herr Professor ist zu Hause?“ — „Ja, mein Herr.“ — „O, dann will ich ihn nicht stören, dann besuch' ich ihn lieber ein anderes Mal!“

Was tut der alte Herr Wilke jetzt eigentlich, wo er sich vom Geschäft zurückgezogen hat?“ — „Genau dasselbe wie früher, — er redet immerzu vom Arbeiten.“

Dexierbild.



Wo ist denn nur der Bauer?



Ein Momentbild: Beim Geschirrspülen. Photogr. Schöbling-Würzburg.

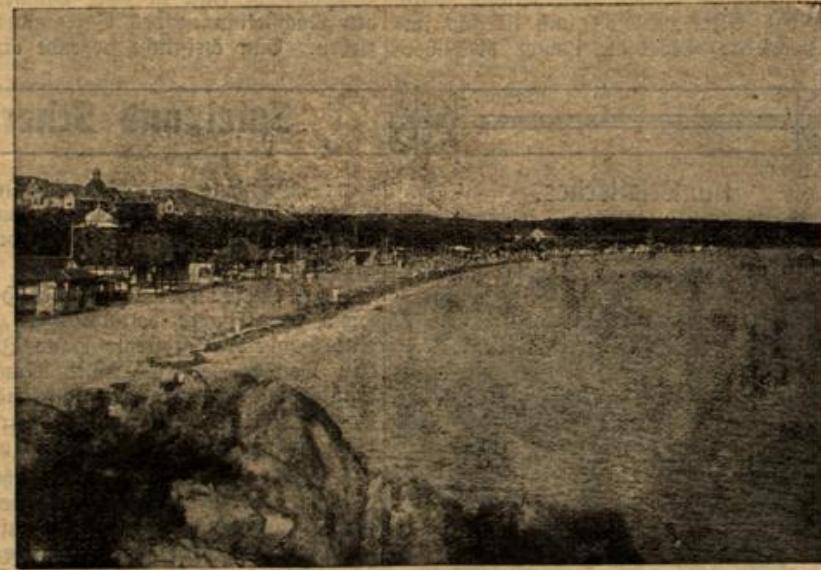
Musterkolonie in China, Kiautschou, die von den Japanern mit Ultimatum verlangt wird.

Am 6. März 1898 wurde zwischen Deutschland und China ein Vertrag abgeschlossen, wodurch dem Deutschen Reich die Kiautschou-Bucht und die am Eingange derselben liegenden Landzungen mit den innerhalb der Bucht gelegenen Inseln mit allen Hoheitsrechten auf 99 Jahre verpachtet wurde. An der Spitze der Verwaltung des Buchtgebietes, die dem Reichsmarineamt übertragen ist, steht ein Gouverneur, der in Tsingtau residiert. Tsingtau ist in gesundheitlicher und landschaftlicher Hinsicht sehr begünstigt. Die Provinz Schantung, in der es liegt, gehört dem ostasiatischen Monsungebiete an. Im Sommer ist das Wetter feucht und lind, im Winter trocken und kalt, ja es gibt Tage, an denen die Temperatur bis 14 Grad herab sinkt. Die ansässigen Europäer gehören dem Gewerbe- und Großhandelsstand an.

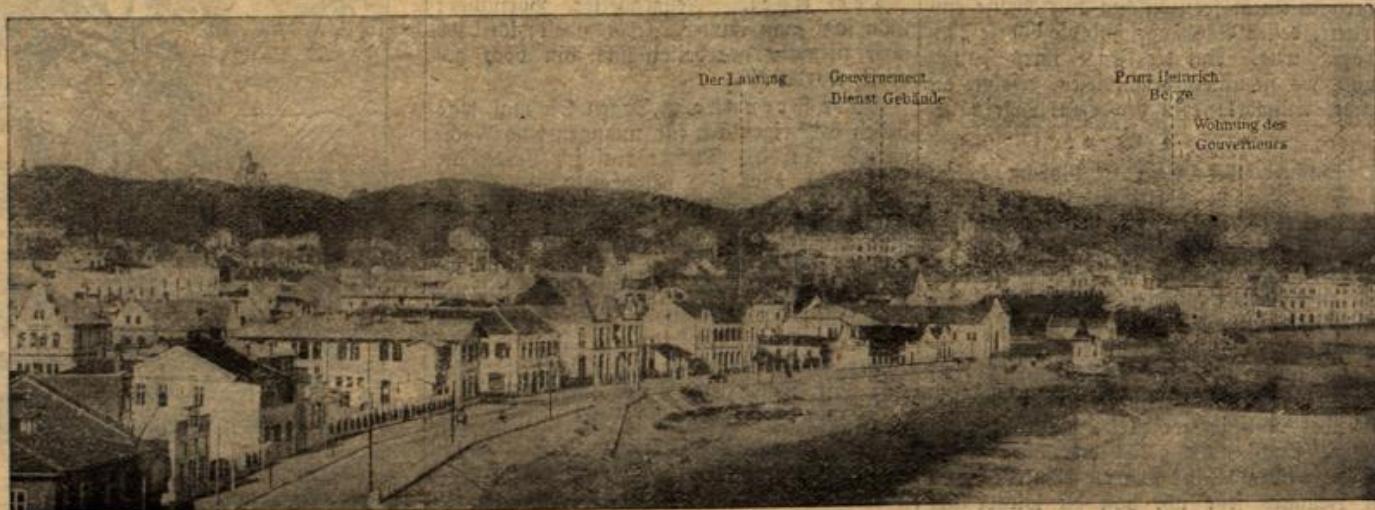
Bilder von der Muster-Kolonie Kiautschou, die von den Japanern mit Ultimatum verlangt wird.



Das chem. Laboratorium an der deutsch-chinesischen Hochschule.



Badesstrand und Promenade in Tsingtau.



Panorama von Tsingtau, von der Höhe östlich der deutsch-chinesischen Hochschule.

Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 34

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Der Sieger von Metz: Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Die Mutter. Aus dem Leben von H. Berger.

Nachdruck verboten.

Dun war die alte Frau mit Baden fertig. Sie verabschiedete den Koffer und schob ihn beiseite, dann sah sie sich noch einmal in dem Zimmer um und lächelte traurig befriedigt. Alles stand an seinem Platze, alles war in Ordnung, so daß keine Beschwerde erfolgen konnte. Sie war bereit, ihre Kinder zu verlassen, deren Glück sie angeblich stören sollte — sie, deren heißer Wunsch es, seit ihr Gott Kinder geschenkt hatte, war, dieselben glücklich zu sehen, die stets nur für dieses Glück gesorgt, gebetet, gearbeitet hatte!

Müde ließ sie sich an dem offenen Fenster nieder und fasste die Hände im Schoße. Und während ihr Blick auf den funkelnden Sternen ruhte, die gleichgültig auf das Leid und die Selbstsucht der Menschen herabsehen, zog ihre ganze Vergangenheit noch einmal an ihrem geistigen Auge vorüber.

Zuerst ihre Kindheit. Beschützt und umsorgt von gütigen Eltern war dieselbe ein Paradies gewesen. Dann die fröhliche, sorglose Mädchenzeit, die — leider! sagte sie heute — vorzeitig ein Ende genommen. Sie heiratete früh, und wie die meisten Mädchen, ohne tiefere Neigung und ohne Widerwillen, den bestillierten ihrer Bewerber, den ihr die Eltern ausgesucht hatten.

Aufgangs ging alles gut. Der Ehemann betete seine hübsche gutmütige Frau an, zumal sich deren Eltern als bereitwillige Helfer erwiesen und mit Zuschriften nicht geizten — sein Vermögen erwies sich nämlich bei genauem Zusehen als bedeutend kleiner, als er die ehrlichen Leute glauben gemacht — und als das erste Kind erschien und die Eltern mit seinem Lallen und Stammeln, seinen unbeholfenen Bewegungen und süßen Lachen entzückte, fühlte sich Alma wirklich sehr glücklich.

Das Glück kennt den Begriff „Dauer“ nicht. Die Kinder brachten nicht nur Freude und Spiel, sie brachten auch Kummer und Tränen mit; namentlich das dritte und jüngste war ein reiches Sorgenkind, da es aus einer Kinderkrankheit in die andere fiel. Dann starben rasch hintereinander Almas Vater und Mutter, die ihr eine fühlbare Stütze gewesen. Und — was das Schlimmste war — in dieser Zeit trat auch mit ihrem Gatten eine tiefgehende Veränderung ein. Nicht als ob er zum Spieler oder Trinker herabgesunken wäre oder sie und die Kinder rauh behandelt hätte — o nein! So weit vergaß er sich nicht, wenn auch die Zärtlichkeit, die er in den ersten Jahren der Ehe seiner Familie entgegengebracht hatte, längst verschwunden war. Aber ein furchterliches Etwa brach plötzlich aus ihm hervor, das schon lange in ihm geschlummert haben mochte, das ihm vielleicht schon als Erbteil mit in die Wiege gelegt worden war und sich nur bisher in einer gelegentlichen Zerstreutheit, in Unruhe und einer nicht zu zügelnden Gereiztheit geltend gemacht — der Wahnsinn.

Ganz langsam fing es an.

Walter nannte das erste Konditoreigeschäft der Stadt sein eigen, aber die Einnahmen aus demselben genügten ihm plötzlich nicht mehr und die damit verbundene Arbeit wurde ihm zu viel. Er wollte schnell und mög-

lichst leicht zu großem Reichtum gelangen. So ließ er sich in Baupläne ein, suchte Erfindungen zu machen. Falsche Freunde, welche die Realisierung seiner Wahnsinnsideen unterstützen zu wollen vorgaben, in Wirklichkeit aber ihr Schäfchen schoren, drängten sich nur zu schnell und zu viele an ihn heran. Und die unglückliche Frau stand dem lange ahnungslos gegenüber, denn die Pflicht batte sie an das Krankenlager ihrer Kinder und so konnte sie sich der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt werden.

Walter verkauste sein blühendes Geschäft, in dem in letzter Zeit nur mehr die Geister geschaltet und gewalzt hatten, natürlich nicht zu seinem Vorteil, und lebte fortan ganz seinen Erfinderplänen. Diese kosteten jedoch viel Geld und ließen sich nie nach Wunsch realisieren. Die Krankheitskosten der Kinder taten das übrige. Bald war das ansehnliche Vermögen, das Frau Alma mit in die Ehe gebracht, zerlossen.

Dass Walters Erfindungen keine Beachtung fanden, erfüllte den Unglücklichen mit bitterem Groll gegen die Welt und zum erstenmal trat sein Geisteszustand in wilden Anklagen zutage, die er gegen die Regierung, seine Mitmenschen, ja auch seine Frau schlenderte, die sein Genie nicht anerkannte und würdigte. Wie sollten ihn Fremde schätzen, wenn es die eigene Gattin nicht tat, wie sollte er die Welt verbessern, ihr nützen können, wenn ihn seine Frau nicht in seinen Bestrebungen unterstützte?

Bergebens suchte die arme Frau, der nun erst die furchtbare Erkenntnis aufdämmerte, welchen Untiefen sein Lebensschifflein zu tragen, mit Sanftmut und Güte auf ihn einzutragen. Jedes begütigende Wort, der leidende Widerspruch versetzten ihm in eine Aufregung, die schon hart an Tobsucht grenzte und schließlich schwieg Frau Alma, von der Zeit und Ruhe eine Besserung erhoffend. Sie griff nun selbst zur Arbeit, denn längst schon war die Not bei ihnen eingelehrt, und bis auf einige Wertstücke, welche die unglückliche Frau als teure Andenken hütete, war alles Entbehrliche verkauft und ins Verzagamt getragen worden. Doch in der Großstadt ist es schwer, Arbeit zu finden, denn tausend bemühen sich darum, und sie, die in ihrer Kindheit verwöhnt und verhätschelt worden war, mußte zu den niedrigsten Beschäftigungen greifen, um von ihren Kindern den Hunger fernzuhalten.

Sie tat es gerne. Sie selbst wollte ja leiden und darben, aber ihre Kinder sollten es nicht, ihre Kinder, das Liebste, was sie auf der Welt bejaß, und auch ihr Gatte nicht, der von keiner Arbeit mehr hören wollte, aber an Kost und Kleidung nach wie vor die weitgehendsten Ansprüche stellte. Aber Frau Alma fühlte ein tieferes, alles entschuldigendes Erbarmen mit dem Unglücklichen, ein Gefühl, das hoch über der Liebe stand, die sie ihm früher entgegengebracht hatte.

Da zogen ihr die Anstrengungen und Entbehrungen eine schwere Krankheit zu, und während die junge Frau bewußtlos im Krankenhouse lag, geschah das Uergste. Der Wahnsinnige bedrohte in Tobsuchtsanfällen seine eigenen Kinder; man mußte dieselben

einzelnen in mittelständigen Familien unterbringen, ihm selbst aber in eine Irrenanstalt schaffen, die er lebend nicht mehr verlassen sollte.

Als Frau Alma von einem mehrmonatlichen Krankenlager aufstand, sah sie sich entgegen dem größten Elend gegenüber. Die Wohnung war fast leer, denn das Mobiliar hatte der Tobsüchtige kurz und klein geschlagen. Um ihre Kinder hatten sich Fremde angenommen, ihre Verwandten sagten sich nach diesem neuen Schicksalschlag offen los von ihr. Sie hatten ganz vergeissen, wie eifrig sie einst die Heirat mit dem wohlhabenden Konditor befürwortet hatten, sie fanden es unverantwortlich von Alma, sich an einen solchen Menschen gefestet zu haben. Überhaupt, wenn sie das Elend hereinbrechen gesehen, warum hatte sie demselben nicht vorgebeugt? Warum nicht früher ein Ende gemacht und gereitet, was zu retten war? Um ihrer Kinder willen hätte sie das tun müssen. Oder fühlte sie sich vielleicht mitschuldig? Möglich wäre es schon. Vielleicht wäre es mit dem armen Manne gar nicht so weit gekommen, wenn ihm eine gute Frau zur Seite gestanden hätte, er hätte doch immer eine gute, edle Natur geschenken . . . Kurz und gut, Alma hatte es von nun an zu unterlassen, ihre Schwelle zu betreten.

Mit solchen Redensarten schafft man sich arme Verwandte am bequemsten vom Halse. Frau Alma betrat auch die Schwelle ihrer klugen Verwandten nie mehr. Fremde waren ihr behilflich, den beiden Mädchen und dem Knaben Freistellen im Erziehungsanstalten zu erlangen, nur für Kleidung und Bücher hatte sie aufzukommen. Diese selben fremden, guten Leute waren ihr auch behilflich, selbst im Auslande als Bonne unterzukommen. Die betreffende Stelle war so gut bezahlt, daß sie nicht nur die Bedürfnisse ihrer Kinder zu bestreiten vermochte, sondern auch noch einige Schulden ihres Mannes, die ihr erst nachträglich bekannt geworden sind, abzahlen konnte. Freilich, Arbeit gab es auch in ihr, furchtbar viel Arbeit, und manchmal meinte sie, derselben erliegen zu müssen. Aber sie dachte an ihre Kinder und hielt sich tapfer aufrecht.

Ihr Mann starb. Die Kinder wuchsen heran und mit Ausbildung ihrer ganzen Energie und unter tausend Entbehrungen gelang es der Mutter, sie ganz anständigen Lebensberufen zuzuführen. Heute war Karl, der Sohn, als Jurist im Staatsdienst tätig, Marie, die älteste Tochter, hatte einen begüterten Landwirt geheiratet, bei dessen Kindern — er war Witwer — sie Erzieherin gewesen — und Berta, die jüngste, war von einer deutschen Familie als Stütze nach Italien mitgenommen worden. Allen drei ging es gut, was man gut nennt.

Marie lebte in geordneten Vermögensverhältnissen. Nur war ihr Mann ein Hypochondrer und Egoist, der seiner Schwiegermutter wenig Sympathie entgegenbrachte. Ab und zu sandte die junge Frau der Mutter etwas Geld, das sie sich von dem scharf kontrollierten Wirtschaftsgelde abgespart, aber sehen konnte sie dieselbe nur an dritten Orten. Ihr Mann liebte Besuche nicht und der lebt willkommenste wäre ihm der

der Schwiegermutter gewesen. Und um den häuslichen Frieden der Tochter nicht zu stören, blieb die Mutter dieser fern, auch als sie eigene Kinder im Arme wiegte und das Herz der alternden Frau stürmisch nach den Enkeln verlangte. Was tut eine Mutter nicht für das Glück eines Kindes?

Nachdem Karl seine Existenz gesichert wußte, nahm er seine Mutter zu sich. Darob waren alle Bekannte gerührt. Welch ein guter Sohn. Und gute Söhne sind heutzutage so selten.

Und als der junge Notar heiratete und sich seine Erwählte damit einverstanden erklärte, die Schwiegermutter im Hause zu behalten, waren die Bekannten erst recht gerührt und priesen die Engelsgute der jungen Dame in allen Tonarten. Dass dieselbe dabei ein wenig, nur ein ganz klein wenig eine Märtyrer-Miene aufstreckte, konnte weiter nicht wundernehmen. Bei bestem Willen beiderseits bringt das Zusammenleben mit einer Schwiegermutter Unzuträglichkeiten mit sich, und dass Frau Erna vor diesen Unzuträglichkeiten nicht zurückschreite, mußte ihr um so höher angerechnet werden, als sie ihrem Gatten eine reiche Mitgift zugebracht hatte und als ein verwöhntes Kind bekannt war. Nun, höchstens würde sich die alte Frau verträglich zeigen.

Frau Alma suchte sich nach bestem Gewissen verträglich zu zeigen, ja, sie bot alles auf, die Liebe der Schwiegertochter zu gewinnen. Fleißig arbeitete sie im Haushalte mit, so daß ein zweites Mädchen entbehrlich war, und als das erste Kind ankam, übernahm sie dessen Pflege und Wartung ganz allein. Dennoch gönnte ihr die jüngste Frau nur vor Fremden, nie aber unter vier Augen, ein freundliches Wort. Manchmal konnte sie sogar bissig und anzuglich werden, sie pochte auf ihre Mitgift. Und ließ sich dann die Mutter zu einer scharfen Antwort hinreichen, beschwerte sie sich bei Karl, und dieser wunderte sich, daß sein Mütterchen so empfindlich und übelnehmisch sei. Das war ja etwas ganz Neues an ihr? Die fremden Leute, deren Brot sie früher gegessen, hatten sie doch sicher auch nicht mit Glacehandschuhen angefaßt, da könnte sie der Schwiegertochter schon etwas zugute halten. Und wenn sie sich nicht aus Vernunftgründen bezwingen wollte oder konnte, so sollte sie doch an ihn und seinen Frieden, seine Ruhe denken. Er sehe sich nach der erlebten Bureau-Arbeit nicht gerne mit Weibergezänke behelligt . . .

Bon da an widersprach die Mutter der Schwiegertochter selten mehr.

Die Leiden und Mühen, die Frau Walter zu tragen gehabt, machten sie vor der Zeit alt und schwach. Sie konnte nicht mehr so viel arbeiten wie in guten Tagen, schließlich mußte sie ganz feiern und nun doch ein zweites Mädchen gehalten werden. Da zog Frau Erna schiesse Gesichter und sprach nicht selten vom unnützen Prozeß. Das verschüchterte die alte Frau noch mehr und sie flüchtete sich in die Kinderstube, wo sie keine finsternen Mienen und bitteren Reden begrüßten, sondern frohes Jauchzen und Händelatschen. Ihre Enkel liebten sie sehr, wenn sie auch nicht mehr viel zu ihrer Pflege und Wartung beitragen konnte. Wer könnte auch schönere Geschichten erzählen, wer plauderte so lieb und freundlich mit ihnen und zeigte für alle ihre kleinen Sorgen und Anliegen solches Interesse, wie die Großmama? Die Mama konnte sehr zärtlich

mit ihnen sein, aber sie „hatte Nerven“, und wenn diese sie plagten, war sie sehr unruhig und barsch.

„Großmammi viel besser als Mama, Rudi Großmammi viel lieber haben.“ sagte darum der kleine Rudi, der Jüngste, ahnungslos, daß er mit seiner kindlichen Aufrichtigkeit die Eifersucht in das Herz der Mutter senkte, so daß diese sich fortan der Schwiegermutter noch steifer und feindseliger gegenüberstellte.

Frau Almas Leidende ward stärker und stärker. Der Arzt riet zu einem längeren Aufenthalt in einem Moorbad. Die Kranke teilte dies ihren Kindern der Reihe nach mit. Ganz im stillen hoffte sie, jedes werde einen Beitrag zu den Kurkosten liefern.

Marie schrieb zurück, daß sie der geliebten Mutter von Herzen gerne beispringen möchte, aber leider hielte sie ihr Gatte in letzter Zeit knapper als je. Einige schlechte Erntien und Unglück in den Ställen, das sie gehabt, habe seinem Geiz noch mehr entwidelt, von ihm sei keine Hilfe zu hoffen. Und von ihrem Taschengeld könne sie erst recht nichts abknappen, denn dasselbe sei noch immer das gleiche wie im ersten Jahre ihrer Ehe, obwohl seitdem noch vier Kinder zu jenen aus der ersten Ehe gekommen seien und deren Bedürfnisse, die sie mit von demselben zu bestreiten habe, mehr und mehr würzen. Mama möge verzeihen, aber sie werde einsehen, daß es ihr — Marie — unter solchen Umständen unmöglich sei, etwas für sie zu tun.

Mama sah es ein. Sie machte sich Vorwürfe, den Frieden ihres Kindes getrübt zu haben und schrieb ihm einen rührenden Trostbrief.

Auch Verta bedauerte sehr, der guten Mama nicht helfen zu können. Aber ihre Herrschaft hielt leider sehr viel auf gute Kleidung, auch mußte sie dieselbe häufig da und dorthin begleiten, wobei es nie ohne Auslagen abging, die sie aus eigener Börse zu tragen hatte. Unter solchen Umständen war es ihr natürlich nicht möglich gewesen, Ersparnisse zu machen. Wollte sie aber ihre Begleitung verweigern oder sich einfacher Kleiden, so riskierte sie, ihre Stelle einzubüßen — und Mama konnte doch gewiß nicht wollen, daß sie sich auf die Straße setzen ließe, bei der Mühe, die man heutzutage hat, eine halbwegs passende Stelle zu finden . . .

„Nein, die Mutter wollte das nicht. Nur mußte sie unwillkürlich der Zeit gedenken, da diese Tochter ihr Sorgenkind gewesen war und sie sich oft wochenlang nicht aus dem Krankenzimmer entfernt hatte, weil sie in der Pflege nichts hätte versäumen wollen. Und dabei hatte sie, obwohl fast ausgerieben von der Pflege, noch gehungert und gedurkt, nur um dem Kinde die erforderlichen Arzneien, die nötige kräftige Nahrung gewähren zu können. Aber das tut ichließlich jede Mutter für ihr Kind, es war wohl auch ihre Pflicht, Kindespflichten — nun, darüber sind die Ansichten verschieden.“

Karl, der Notar, zuckte die Achseln. „Liebe Mama, dieses Jahr wird es schwerlich gehen. Du weißt ja, Ernas See-Aufenthalt und ihre Toiletten für denselben kosten stets ein Heidengeld, auch will sie sich jetzt eine neue Saloneinrichtung kommen lassen. Wollte ich nun auch noch für — hm! — meine Familie mit Auslagen kommen, gäbe es einen Riesen-

Sturm — das Vermögen stammt mir ein mal von ihr. Uebrigens, Mama, meinst du wirklich, daß dir eine solche Kur etwas nützen würde? Bei Leuten deines Alters läßt sich gewöhnlich nicht mehr viel machen, die tragen am besten ihr Kreuz in Geduld.“

Die Mutter schwieg. Gewiß, sie war auch überzeugt, daß bei ihrem Alter nicht an eine gründliche Hilfe zu denken sei, aber wer lebt in solch entsetzlichen Schmerzen nicht nach einer Linderung? Schon diese wäre ihr ein hoher Gewinn gewesen und sie wäre durch die Kur sicher erzielt worden. Indessen, wenn es nicht sein konnte, mußte es bleiben. Um ihretwillen sollte das Haus kein Sturm durchstehen. Und sie sprach nicht mehr von einem Aufenthalte in einem Moorbad.

Aber wieder flogen ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück — zu Karls Studienzeit, die sie kaum weniger Entbehrungen gelöst hat, als Vertas Krankheiten. Und an einer Episode blieben sie haften. Einmal hatte der Student leichtsinnigerweise an einer solennen Feierperei teilgenommen und in deren Verlaufe Schulde kontrahiert. Die Mutter hatte keine Vorwürfe für ihn gehabt, sie hatte ihn mit seiner Jugend und Unerfahrenheit entschuldigt, und ihm aus der Verlegenheit zu helfen, selbst eine Anleihe gemacht, nachdem sie das Letzte veräußert, was sie aus der guten Zeit bewußt herüber gebracht: ihren Chering und ihre goldene Uhr. Die Schuld tilgte sie in Raten von ihrem Lohn.

Frau Almas Verhältnis zu ihrer Schwiegertochter gekästerte sich immer unleidlicher. Erna behandelte sie täglich schroffer, brach oft ohne jede Veranlassung einen Streit vom Zaune, behauptete, von der Schwiegermutter mit Blicken und Gehäuden beleidigt und aufgetackelt zu werden und verfiel aus Kränkung und Aufregung darüber nicht selten in Weinkrämpfe. Der Notar seinerseits brachte, um diesen Reibereien zu entfliehen, die Abende immer häufiger außer Hause zu, was die Mutter am tiefsten schmerzte.

Eines Abends wollte Frau Alma ins Wohnzimmer treten, da vernahm sie drinnen Ernas heftiges Weinen. In einer unbestimmten Ahnung wollte sie schon zurückweichen, als ihr Name fiel. Die daran anknüpfenden Worte hamten sie wider Willen auf ihrem Lauschposten fest.

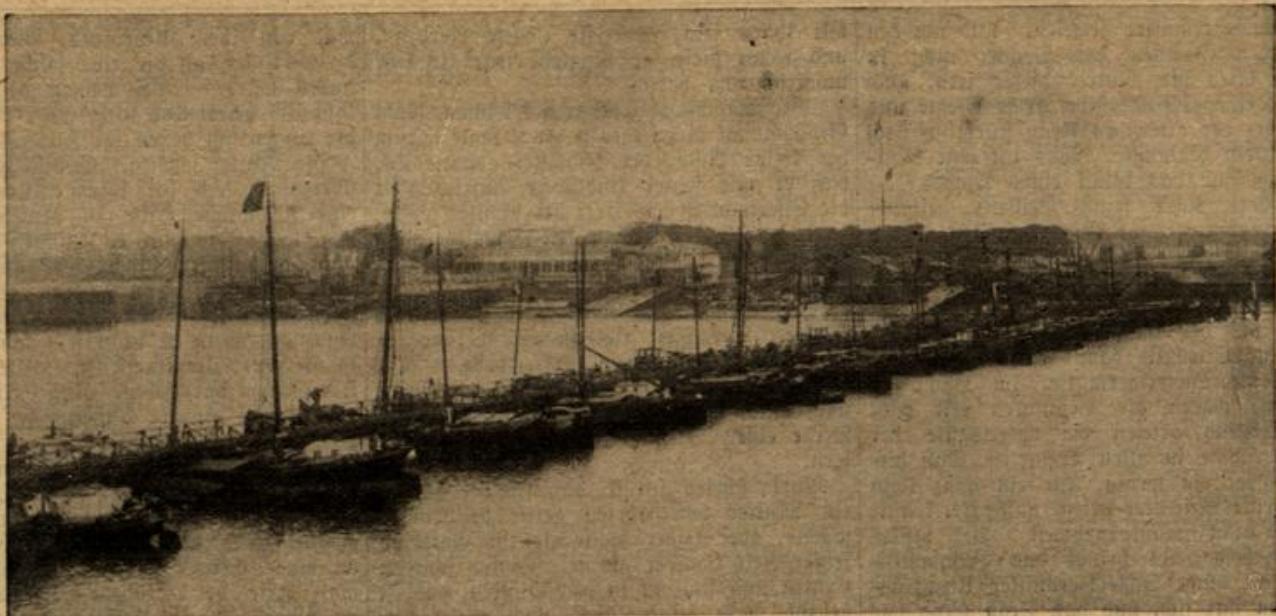
„Nein, auf keinen Fall ertrage ich diese Behandlung länger! Was glaubt eigentlich deine Mutter, wen sie vor sich hat?“ schluchzte die junge Frau.

„Liebste Erna, beruhige dich doch,“ bat der Notar, merklich verunsichert berührte. „Mama ist alt und zudem durch ihr Leiden verstimmt, du mußt ihr etwas nachsehen.“

„Ja, ja, ich weiß, du nimmst deine Mutter stets in Schutz, hältst nur zu ihr. Ich soll Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen? Wer nimmt denn Rücksicht auf die meinige? Ich meine sogar, du müßtest es sehen, daß dieselbe bereits wanlt, daß die fortgesetzten Kränkungen mich langsam, aber sicher aufreiben.“

„Ich nehme meine Mutter durchaus nicht in Schutz, ich wünschte selbst, sie wäre etwas verträglicher und friedliebender. Ich habe ihr das auch schon öfters zu verstehen geben. Wenn es nichts nützt — und nach deinen Klagen zu schließen, habe ich keinen Erfolg gehabt — was kann ich weiter tun?“

„Ach, Karl, wenn doch diese Frau nie

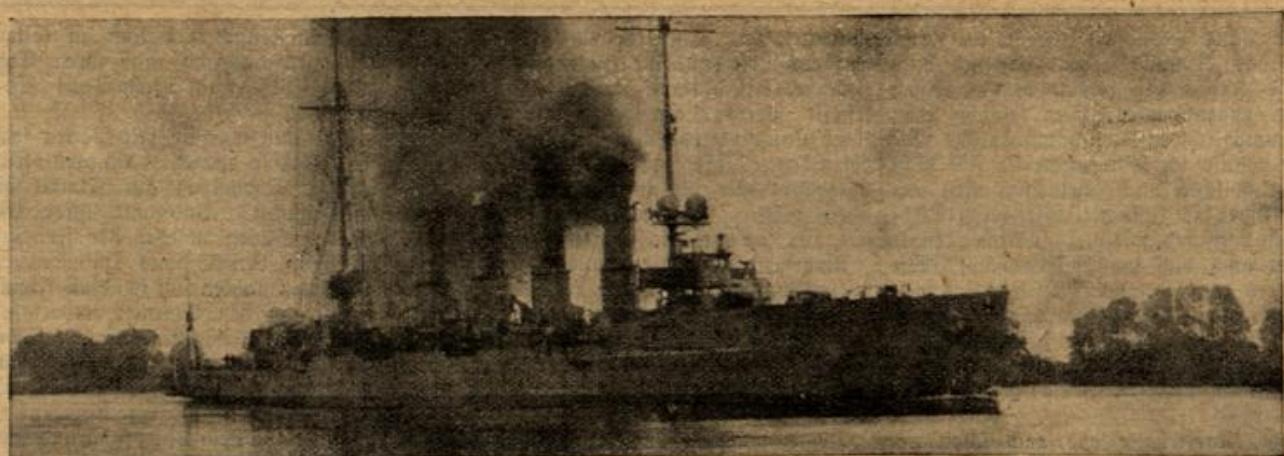


Flucht der Belgier nach Antwerpen: Die neue Hilfsbrücke, die den flüchtenden Familien den Zugang zur Stadt erleichtern soll.

Besetzung der Stadt Brüssel durch die deutschen Truppen.



Die Garde civique verläßt die Stadt bei Ankunft der deutschen Armee.



Der kleine Kreuzer „Magdeburg“
lief im Finnischen Meerbusen im Nebel auf Grund und fand einen ehrenvollen Untergang.

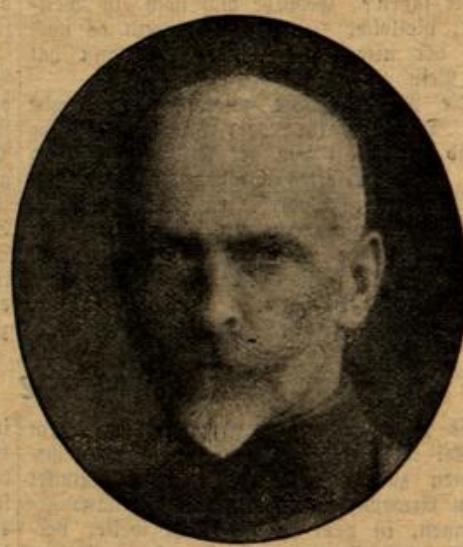


Der Generalgouverneur
von Belgien:
Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz.

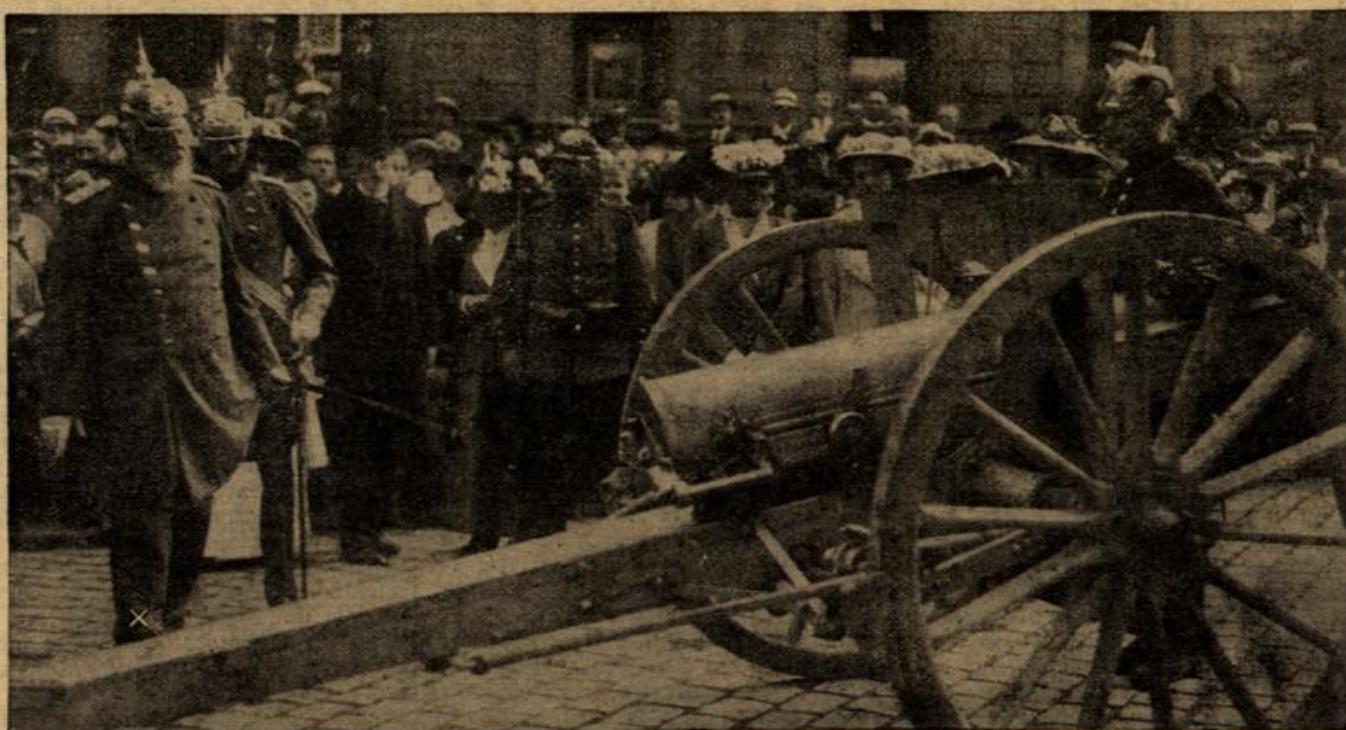


Justizrat Karl Trimborn,
Mitglied der neuen Zivilverwaltung
in Belgien.

Die Ernennung eines Generalgouverneur
von Belgien und die Einsetzung einer deut-
schen Zivilverwaltung beweist deutlich, daß
die Erfolge großartige waren.



Prinz Friedrich von Sachsen-
Meiningen †.
Auf dem Felde der Ehre vor Namur gefallen.



König Ludwig von Bayern (X) besichtigt ein erobertes französisches Feldgeschütz in München.

in unser Haus gekommen wäre! Du mußt mir ja das Beugnis geben, daß ich mich all diese Jahre her redlich bemüht habe, mit ihr auszukommen, aber glaube mir, es ist unmöglich, tatsächlich unmöglich! Wie glücklich könnte ich sein, wenn sie sich nicht beständig zwischen mich, meinen Gatten und meine Kinder zu drängen, mir deren Liebe zu rauben versuchte, wie viel glücklicher könnte ich dann auch dich machen, Liebster! Wie schön ist es doch, wenn wir an der See weilen, fern von ihr, nur aufeinander angewiesen. Hast du es nicht auch schon gefühlt, daß es in dieser Zeit, da kein drittes störend zwischen uns tritt, am gemütlichsten bei uns ist?"

Jawohl, Karl hatte das auch schon gespürt.

"Aber nochmals, Erna, was kann ich tun? Ich kann doch meine Mutter nicht aus dem Hause weisen — was würden die Leute sagen? Gedulde dich noch ein Weilchen, vielleicht — wie lange kann es noch mit der alten Frau dauern? Dann hat die Pein ein Ende —"

Die Mutter zuckte zusammen, als habe ein Dolchstoß ihr Herz durchbohrt, ihre Hand sank matt von der Klinke herab und ein unartikuliertes Stöhnen entzog sich ihren Lippen. Doch sie raffte alle Geistesgegenwart zusammen und humpelte, das gichtschmerzende Bein nach sich ziehend, in ihr Zimmer zurück. Niemand sollte ahnen, daß sie gelauucht hatte.

Langsam saß sie in dumpfes Brüten ver-

sunken. Das Ende dieses Brüters jedoch war ein Brief an eine Jugendfreundin, eine einfache, seit Jahren an den Rollstuhl gefesselte Person, die Frau Alma einst in ihrer Kampfperiode viel werktätige Hilfe geboten hatte, die von ihrem Rollstuhl aus überhaupt nur für ihre leibenden Menschen lebte. Der erzählte sie alles und bat sie, sie bei sich aufzunehmen.

Umgehend traf die Antwort ein: Alma sei willkommen und werde wie eine Schwester aufgenommen werden. Viel sei es ja nicht, das ihr die Freundin zu bieten habe, aber daß ihr dieses Wenige mit großer und aufrichtiger Liebe geboten werde, dessen könnte sie sich verichern halten.

Die herzlichen Worte fielen wie Balsam auf das wunde Herz der armen Frau. Hier bei der Fremden, der sie nie einen Dienst erwiesen, von der sie vielmehr nur Wohltaten empfangen hatte, fand sie die Liebe, die sie vergebens gesucht bei ihren Kindern, für die sie sich ausgeopfert hatte.

Sofort, aber in aller Stille traf sie ihre Vorbereitungen. Sie wollte einen Besuch bei der Freundin zum Vorwand für die Reise nehmen, und erst von ihrem neuen Wohnorte aus endgültig und in aller Stille abschreiben. Niemand sollte den Grund erfahren, der sie antrieb, das Haus ihres Sohnes zu verlassen, auch dieser selbst nicht. Das Gedenken an sie sollte keinen Stachel in sein Herz drücken, um ihretwillen sollte er sich auch nicht mit seiner Gattin entzweien. Aber sie wünschte auch nicht, ihren

Kindern länger zur Last zu fallen, wollte es ihnen ersparen, auf ihren Tod warten zu müssen — auf ihren Tod! O, wie web das tat!

Und nun war sie mit Packen fertig, hatte sie alles geordnet. Morgen früh würde sie der Schnellzug auf Zimmerwiedersehen davontragen. Und mit ihrer Entfernung würde ja wohl wieder der Friede und das Glück in dieses Haus einkehren...

Tränen stahlen sich in Frau Almas Augen, als sie zu den Sternen emporah. Waren diese auch gleichgültig für den Schmerz und die Lieblosigkeit der Menschen, über ihnen wohnte ein Mächtiger, der mit Baterliebe das Geschick jedes Einzelnen lenkte und der auch für ihr Leid Linderung und Trost wissen und senden würde. Und sie bat Ihn, ihr diese Linderung zu gewähren, bat Ihn aber auch gleichzeitig, ihr Weh nicht etwa an jenen zu rächen, die es verschuldet hatten — an ihren Kindern! Nein, nein, nur das nicht! Sie selbst wollte gerne leiden und dulden, auch ferne von ihnen ihr Alter verbringen — wenn es so besser für sie war — aber glücklich wollte sie dieselben wissen, glücklich! Sie waren ja nicht schlecht, nur gedankenlos.

Den nächsten Morgen fand Frau Erna ihre Schwiegermutter, die abreisen gewollt und sich ungebührlich lange nicht sehen ließ, friedlich entschlafen in ihrem Lehnsstuhle am offenen Fenster sitzend. Ein glückliches Lächeln umspielte den bleichen Mund.

„Ein Herzschlag“, sagte der Arzt.

Bucklige Kinder. Von Dr. Wilhelm Frank.

Nachdruck verboten.

Es ist keine leichte Aufgabe, mit einem Buckel lebhaft den Kampf ums Dasein beginnen zu müssen. Ist auch der Buckel beim Erwachsenen in einen Ruhezustand gekommen, in dem er sich nicht weiter verschlimmert, ist er auch in vielen Fällen weiter nichts als ein Schönheitsfehler, der an sich die Erwerbsfähigkeit wenig oder gar nicht behindern würde, so stößt doch der davon Betroffene in der Jugend wie im späteren Leben durch ihn auf tausend Hindernisse. Kein Buckel ist angeboren, alle sind sie in der Kinder- und Jugendzeit entstanden; während dieser Zeit seiner Bildung ist er meist noch im günstigen Sinne zu beeinflussen, so daß es bei der Wichtigkeit der Sache wohl verlohnzt, keinen Aufwand an Mühe und Kosten zu scheuen, um zu verhüten, was sich verhüten läßt.

Ziemlich alle Buckel gehören zu einer von beiden folgenden Arten: Zu der Klasse der sätzlichwinkligen Buckel, die durch eine eitrige Erkrankung eines Wirbelsknochens entstehen; oder zu der der mehr über den ganzen oberen Rücken verteilten Buckel, den „runden Rücken“, die durch eine rhachitische Erkrankung der ganzen Wirbelsäule verursacht werden. Wir haben also im Buckel ein Symptom oder einen Folgezustand von zwei ganz verschiedenen Knochenerkrankungen vor uns.

Es ist jedem klar, daß die eitrige Zerstörung eines Wirbelsknochens, wodurch der sätzlichwinklige vorspringende Buckel entsteht, eine recht schwere Erkrankung darstellt, die unmöglich übersehen werden kann, und welche die Eltern veranlassen müssen, den Arzt zu holen. Ob dieser allerdings die Natur der Krankheit sofort erkennen kann, ist eine andere Frage. Meist stellen nämlich die Kennzeichen sich nur allmählich und hintereinander ein. Der Anfang der Krankheit besteht oft

in Lähmungserscheinungen der unteren Körperhälfte; hierzu gehört das jedem Kindigen auffallende Symptom, daß das Kind sich nicht mehr wie gewöhnlich vom Boden erheben kann, sondern sich dabei mit den Händen auf seine Knie stützt, es „klettert“ an seinen Knien und Oberschenkeln in die Höhe“, eine Bewegungart, die ein gesundes Kind niemals anwenden würde. Später oder früher treten dann Rückenschmerzen und Fieber auf, und schließlich beginnt ein Wirbel sich sichtlich vor den übrigen nach außen vorzudrängen. Unterdessen hat sich im Körper der Vorgang abgespielt, daß im vorderen Teile eines Wirbels, dem sogenannten Wirbelfkörper, sich eine Tuberkulose eingestellt hat, die den Knochen angrüßt, zu Eiter einschmilzt, so daß er schließlich unter dem Druck des Nachbarwirbels morsch zusammenbricht, wie ein Stück Zucker, das naß geworden ist. So entsteht in der Wirbelsäule ein Einknicken nach vorne, ein Vorspringen nach hinten, das Rückenmark erleidet eine Quetschung, daher treten die Lähmungserscheinungen unterhalb der frakten Stelle auf. Wundern muß man sich, daß so manche Kinder eine so schwere Erkrankung, die doch im Rückenmark sogar ein direkt lebenswichtiges Organ in Mitleidenschaft zieht, überstehen können und eine Ausheilung eintritt; sogar die Lähmungserscheinungen gehen wieder zurück. Zu operieren ist da nichts, an den vorderen Teil der Wirbelsäule können wir nicht herankommen; wir müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, daß der frakte Wirbel nicht platt gedrückt wird, daß von der Knochensubstanz aufrecht stehen bleibt, was noch vorhanden ist, mit anderen Worten, daß die Buckelbildung nicht so stark oder, in günstigeren Fällen, ganz verhütet wird. Mag auch die

Behandlung viele Monate sich hinziehen, so muß man doch mit Lagerungen, Streckverbänden, Stützapparaten usw. diesem Ziel näher zu kommen suchen. Sitzen, Gehen und Stehen ist ausgeschlossen, so lange die Erkrankung noch im Gange ist. Ein sehr spitz vorspringender Buckel fordert geradezu den Gebankengang heraus: Hätte doch deine Mutter, wenn sie auch noch so arm war (was heute keine Rolle mehr spielt, da jede Gemeinde einen Armenarzt anstellen muß) und noch so entlegen wohnte, wenigstens so viel getan, daß ein Jahr lang auf einer harten Matratze auf dem Rücken liegen zu lassen, es wäre nicht so schlimm ausgefallen. Ist einmal einige Zeit nach der frischen Erkrankung verlossen, so ist alles zerdrückt und dann ausgeheilte Knochengewebe fest mit einander verlötet, eine Aenderung ist dann nicht mehr zu erzielen.

Eine thypische Antwort auf die Frage an die Eltern, woher der Buckel, lautet: „Das Kindermädchen hat das Kind auf die Erde fallen lassen.“ Die Möglichkeit, daß durch einen Fall bei einem Kind ein Wirbelsknochen einbricht oder eitrig erkrankt, ist zwar nicht von der Hand zu weisen; in den allermeisten Fällen dagegen läßt sich bei ernstlichem Nachvorsicht eine solche mechanisch von außen wirkende Ursache nicht feststellen. Nur sucht das Volk stets nach einer äußeren Veranlassung, weil ihm die Möglichkeit einer von selbst eintretenden Knochenerkrankung nicht einleuchten will und nicht geläufig ist.

Die Wirbelsäulenverkrümmungen, die durch die Englische Krankheit oder Rhachitis entstehen, sind meistens nicht so stark. Diese Krankheit der ersten Lebensjahre betrifft bei dem einen Kind mehr die eine, bei einem anderen mehr eine andere Knochengruppe.

Ist die Wirbelsäule dabei in Mitleidenschaft gezogen, so kann sie leicht eine bleibende Verbiegung bekommen, nach hinten in Form eines Buckels oder „runden Rückens“, nach vorne als „hohles Kreuz“, nach den Seiten als seitliche Verbiegungen, die der Laie meist nur an den schief stehenden Hüften oder schiefen Schultern erkennt. Auch ein solches Kind, dessen Wirbelsäule unter dem Einfluß der Englischen Krankheit zu nachgiebig wird und sich zu verkrümmen droht, muß auf dem Rücken liegen bleiben, bis man annehmen kann, daß die Knochen wieder fest geworden sind. Doch kommt man hierbei mit viel einfacheren Maßnahmen aus, als sie die tuberkulöse Wirbelerkrankung erfordert. Auch kann man hier noch in späteren Jahren, so lange der Körper noch im Heranwachsen ist, durch systematisch durch-

geföhrte Behandlung noch manches verbessern. Ähnliche seitliche Verbiegungen können sich noch bei der heranwachsenden Jugend unter dem Einfluß unzweckmäßiger Körperhaltung einstellen, oder vorhandene sich verschlimmern durch Kindertragen, Büchertragen, schiefes Sitzen beim Lesen und Schreiben usw. Gegen solche Schädigungen, wie sie besonders der Schulbetrieb mit sich bringen kann, gibt es kein besseres Gegengewicht als ausgiebiger Gebrauch von Turnen, Turnspielen und Sport aller Art.

Turnübungen in bestimmten Formen auf wissenschaftlicher Grundlage bilden auch die in Betracht kommende Behandlung von Wirbelsäulenverkrümmung, die erst in späterer Jugend zu erkennen war, sei es als Folge der oben genannten unzweckmäßigen Körperhaltungen, sei es als erst später bemerkte

Folge der Englischen Krankheit. Nur von einer solchen exakt und genügend lange durchgeführten orthopädischen Behandlung kann man Heilung erhoffen. Stützapparate und Geradehalter werden in den meisten Fällen vom Fachmann verworfen. Wenn sie überhaupt wirksam angreifen, so unterstützen sie Muskelgruppen und lassen sie verkümmern, die man im Gegenteil tüchtig zur Übung und Arbeit und dadurch zur Kräftigung heranzuholen soll. Wohl ist es dagegen erwünscht und für die Heilbehandlung nicht störend, wenn durch einen geschickten Schnitt und passend angebrachte Polsterung der Kleidung der Fehler für andere möglichst verdeckt wird. Wird auch das Uebel selbst damit nicht behoben, so wird doch in leichten Fällen seine unangenehmste Seite, das Auffällige, damit beseitigt.

Der Druckfehlerteufel! Von Paul Thielemann-Grunewald.

Nachdruck verboten.

Ein Journalist gehört wohl zu den geplagtesten Menschen, die es auf Gottes Erde gibt. Neben den Sorgen, die jeder Geschäftsmann zu tragen hat — Konkurrenz- und Personenschwierigkeiten — muß der Journalist noch die Konsequenzen dafür auf sich nehmen, daß seine Produktion in Mitteilungen und Meinungsäußerungen besteht, in Dingen also, die mehr als andere Güter der Kritik ausgesetzt sind. Und was für einer Kritik! Von den Angriffen der publizistischen Gegner sei hier ganz abgesehen; daran ist der Journalist gewöhnt und solche Angriffe hinterlassen bei ihm weiter keine seelischen Erstörungen.

Vielen ärger, als man denken sollte, wird aber der Journalist durch ein anscheinend eigens für ihn geschaffenes Wesen geplagt, das im Laufe der Zeit von den Fachgenossen als ein Dämon erkannt und der christlichen Thermenologie entsprechend als Spezialteufel,

als Druckfehlerteufel charakterisiert worden ist. An Bosheit übertrifft dieser Höllengeist alle seine Kollegen. Nur ganz selten begnügt er sich mit Harmlosigkeiten oder wirklich guten Wizzen. Zum Teil nimmt er sich an Stellen ein, an denen er den Sinn eines Ausdrucks oder Satzes in das Gegenteil, sehr Ernstes in Lächerlichkeiten, Witziges in platten Alberheiten, Weihesvolles in Obskunitäten, verkehren kann.

Dass Druckfehler von jeher der Schmerz der Zeitungs- und Buchschreiber gewesen sind, zeigt der nachstehend wiedergegebene zornmütige Brief, den einst der Dichter Gottfried August Bürger an seinen Verleger Dieterich geschrieben hat:

„Wehe! Wehe! Wehe! Ach und Wehe! Endlich, endlich, lieber Dieterich, reißt mit über den Druckfehlern die Geduld aus. So wahr ich lebe! Ohrseiten könnte ich Herrn Korrektor geben und ihm ein Rindvieh ins

Angeicht hinein schelten, und wenn er auch Professor oder gar ein Prorektor wäre, ja wenn Ihr, da Gott für sei, wenn Ihr, den ich sonst so lieb habe, selbst der Korrektor wärdt. Großer Gott! wo hast du noch auf Deinem weiten Erdboden ein solches Rindvieh, ein solches Generalfeld Rindvieh, als dieser Korrektor ist? — Man läßt ja wohl Druckfehler stehen. Dem Allerbester begegnet das! Ich habe hierüber, seitdem ich selbst über die leichte Möglichkeit Erfahrung gemacht, um ein gut Theil billiger denken gelernt. Aber welcher Korrektor, der nicht ein solches Rindvieh ist, läßt wohl einen solchen Druckfehler, wie v. 74 stehen?“ Das Wasser rint immer bergan“. O du Ochse aller Ochsen! Rint denn das Wasser immer bergan? Rimmer! Rimmer! Rimmer rint es bergan, gefest ich hätte mich auch (welches doch sicher nicht geschehen ist) ein Mal ver-schrieben.

Humoristisches.

Haushalt die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, wie nennt man das?

Moritz: Ne seine Familie!

* * *

Dilemma. „Was, Sie putzen Ihre Stiefel selbst, haben Sie kein Dienstmädchen?“ — „O, sogar zwei, aber die eine ist zu fein für diese grobe Arbeit und die andere wird grob, wenn ich ihr so etwas zumute.“

Grollt. Erster Soldat: „Du wirst jetzt auffallend mager.“ — Zweiter Soldat: „Kein Wunder, meine Anna dient seit längerer Zeit bei Vegetarianern!“

Leider wahr. Autor: „Aber gerade die besten Wize und die sprachhaftesten Stellen haben Sie mir gestrichen.“ — Bensor: „Ja, mein Lieber, die Bensor versteht keinen Spaß.“

Erkannt. Sonntagsjäger: „Verdammtes Pech, muß mir wieder ein altes Weib begegnen.“ — Alte Frau: „Fluchen Sie doch nicht gleich so, der Wildbrethändler hat's ja nicht gesehen.“

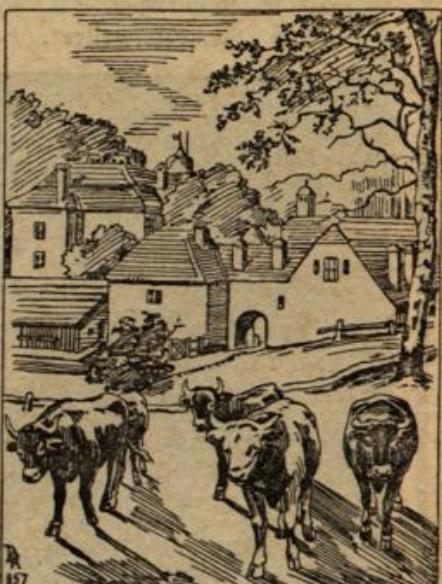
Erster Gedanke. Märchen kommt aus der Schule vergnügt nach Hause, zum Vetter: „Otto, verzeigt — verzeigt!“ — Vetter: (Student): „Wahrhaftig? Zeig' mal den Pfandschein!“

Billiges Versprechen. Nichte: „O, der junge Professor meint's ehrlich mit mir; als er mir heute auf der Sternwarte den Komet zeigte, flüsterte er mir zu: Wenn der das nächstmal wiederkommt, dann sind

wir Mann und Frau.“ — Onkel: „Ja, das kann er leicht versprechen, der kommt erst in siebenundachtzig Jahren wieder.“

Kasernenhofblüte. Unteroffizier (zum Rekruten): „Schade, daß Sie kein Maler geworden sind, aus Ihnen wäre der größte Pinsel des Jahrhunderts geworden.“

Dexierbild.



Wo ist der Ochsenknecht?



Moderne Ansicht.

Onkel: „Sag mal, Moritz, wenn in einem

Deutsche Kriegsfürsorge.



Beim Fassen der Suppe.



Deutsche Feldpost.



Die „Kriegsschwester“.



Festnahme eines Verdächtigen.



Deutsche Kriegsfürsorge: Ausrückendes Feldlazarett.

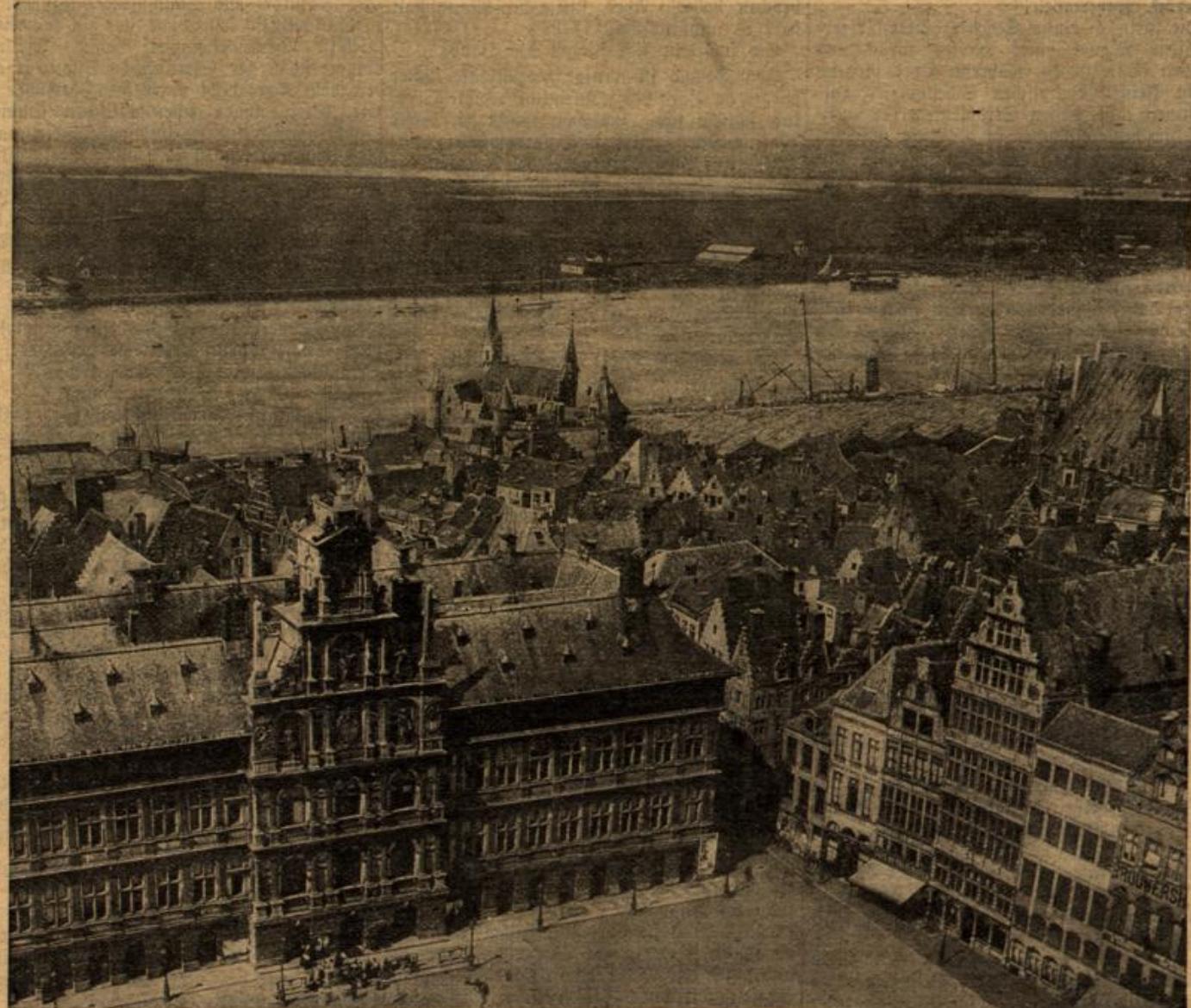
Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 35

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Ansicht von Antwerpen: Blick von der Kathedrale auf die Stadt.

Todesfahrt.

Eine Kriegsgeschichte von H. Drehler-Chemnitz.

Nachdr. verb.

Im Hafen. Finstere Nacht. Das Meer steigt und fällt in leichter Dämung. Die feindlichen Panzerriesen liegen mit abgeblendetem Bullauge etwa acht Kilometer in See. An einer Stelle der Küste steht aufgeregt flüsternd ein kleiner Trupp Menschen. Scheinbar höhere türkische Offiziere in weitumhüllenden Uniformen.

„Oger, hast du das Väutewerk kontrolliert?“ fragt einer.

„Jawohl! Bist du ängstlich?“

„Ängstlich? — nein, aber ungeduldig! Es dauert mir doch etwas zu lange. Sollte der Funkspruch nur eine List derer da drüber gewesen sein?“

„Hm! — Durch, ich glaube der Anker hämmert!“

Fast in demselben Augenblick setzt ein Glöckensignal ein, gedämpft, durch einen der an der Küste angebrachten Unterwasser-Schall-signalapparate erzeugt.

„All right! Sie sind's!“ ruft Oger. „Barud, Kameraden!“

Die springen einige Schritte hinter die zerstörte Mauer eines Hauses zurück und bleiben dann stehen, während Oger plötzlich einen kleinen elektrischen Scheinwerfer aufflammend lässt, dessen Strahlenkegel er zweimal kurz hintereinander in die Tiefe zu seinen Füßen richtet, daß man am Strande den Kies wie tausend Diamanten aufblitzen sieht. Dann erlischt der Schein wieder.

„Die Kameraden kommen zurück.“

„Hast du sie gesehen?“

„Ich glaube ja! Ich sah einen schwarzen Schatten an der Küste entlanggleiten. Ich denke, daß es eines von unseren Booten ist!“

Sieben Paar Augen suchen gespannt die Wasseroberfläche ab, die im blässen Scheine des Mondes schwarzgrün schimmert.

Plötzlich scheint es an einer Stelle, als ob ein leuchtender Edelstein langsam aus dem Grunde herauftrete. Das Wasser blitzt auf, aber nur einen Augenblick, dann liegt es wieder schwarz, wie ein weites, sanft geschwelltes Kissen.

Aber bald darauf dringt an das Ohr der laufenden ein leichtes Brausen, ein dünner Flecken erscheint auf der Oberfläche, breit und schwarz wie der Rücken eines Riesenfisches, und kommt in langsamem Zuge auf die Küste zu.

Zuletzt hört man das Knirschen einer stählernen Verschalung in ihren Scharnierlagern und bald darauf ein leise abgegebenes Kommando.

„Allah il Allah!“ ruft Oger durch die hohle Hand.

„All Allah!“ schallt es zurück.

Zugleich heißtt ein Anker in den Grund des flachen Strandes. Zwei Decklaternen werfen ihr fahles Licht über den breiten Rücken des Unterseebootes, das in der Dämung leicht auf und niederschwankt. Ein Boot wird losgeworfen, und bald sind zwei Offiziere der Besatzung an Land.

„Guten Abend, Kameraden!“ — „Guten Abend und Glück auf zum Gelingen eures Unternehmens.“

„Wir haben nicht viel Zeit. Hier sind die Kartenfissuren über die Stellung der feind-

lichen Schiffe und hier die Orte.“ Der alte grauhaarige Offizier übergibt den Kameraden ein Päckchen Papiere.

„Habt ihr Berichte der Kommandantur?“

„Ja, hier sind sie!“

Der Offizier nimmt sie in Empfang und wendet sich, um wieder an Bord seines Bootes „Durmutor“ zu gehen.

„Hast du es eilig, Ibn Dawud?“

Der wendet sich ernst dem Kameraden zu.

„Der Kommandant eines Unterseebootes hat in solchen Zeiten nie Ruhe. — Was kann euch als Landtrüppler passieren? Eine Kugel in die Eingeweide oder ein Granatsplitter, der den Kopf wegreißt. Ein schneller, unverhoffter Tod! Uns übersieht er nicht so plötzlich, sondern grinst uns oft erst Stundenlang mit seinen schrecklichsten Fratzen an.“

Er tritt näher an den Kameraden heran und flüstert ihm zu:

„Ich glaube, der Feind hat meinen Schwimmer bemerkt, als ich seine Pollerlinie durchbrochen habe. Aber still, die Mannschaft darf es nicht wissen!“

Sie schütteln sich stumm die Hand.

Ibn Dawud ist wenige Augenblicke später wieder an Bord des „Durmutor“. Die Luke schließt sich. Langsam taucht der breite Walischtrücken unter und verschwindet lautlos — mit einem kleinen Wirbel erzeugend — in der dunklen Flut. Aber kaum ist er untergetaucht, so löst sich auf einem der feindlichen Panzer ein Warnschuß und donnert hallend durch das Schweigen der Nacht. Der Kapitän des „Durmutor“ hört ihn durch das Rauschen des Wassers wie den Stoß eines Gegenstandes an die stählerne Wand seines Fahrzeuges.

Er wird um einen Schein blässer.

„Volldampf!“ gibt er das Kommando nach dem Maschinenraum.

„Volldampf!“ gibt der Maschinentelegraph als Kontrollmeldung zurück. Die Schrauben fangen an zu rasen und peitschen das Wasser zu Glüct und Schaum.

Plötzlich fällt ein blendender Schein an die Stelle, von der der „Durmutor“ eben verschwunden ist.

„Allah schütze uns!“ murmelt der Kapitän, zu seinem zweiten Offizier gewandt, „sie haben uns doch bemerkt!“

Von Bord des nächsten Kreuzers ist — wie das Tagesgestirn selbst — der Scheinwerfer ausgeblendet und wirkt seinen grellen, ruhigen Lichtkegel weit über die Wasseroberfläche, streckt ihn aus wie einen tastenden Beifinger und glüht durch die Nacht wie das blutgierige Auge eines sprangbereiten, lauernden Raubtieres. Dann fängt er an, langsam und gleichmäßig zu kreisen, mit seinen Strahlenmessern scharf hineinschneidend in die dichte Schwärze der Nacht, die umliegenden Panzerriesen und Torpedos bald in blendendweißes Licht tauchend, bald wieder in die Finsternis zurückzuhinken lassend. Unterdessen rasen an etwa vier Meter unter Wasser die Propeller und jagen das leichtgebaute Boot mit größter Schnelligkeit durch die Flut.

Ibn Dawud sitzt vor der Mattscheibe des Periskopes und sucht sich nach der Stellung

der Feinde seiner Fahrtrichtung zu orientieren.

Er sieht einige feindliche Torpedos nach allen Richtungen auseinanderschießen wie Hunde, die nach dem Wilde suchen.

„Iidor, sie machen ein wahres Kesseltreiben auf uns. Laß den Periskopmast einholen!“ befiehlt Ibn Dawud dem Kameraden. Es geschieht, denn die Offiziere wissen wohl, wie gefährlich ihrem unterseelischen Maulwurf jetzt der schwache Hohlmast werden kann.

Er wirft bei dieser gretten Beleuchtung einen scharfen Schatten und bietet den feindlichen Granaten ein sicheres Ziel, um den Mittelpunkt, das Zentralorgan, das Hirn ihres Fahrzeugs in Stücke zu zerreißen. Eine Zeit lang fahren die Täferen so dahin, ohne Orientierung, ohne eine andere Richtung als die unsichere, die ihnen die vibrierende Kompaßnadel weist.

Eine gräßliche, auszehrende Situation. Mit starren, weit aufgerissenen Augen steht der Kapitän am Maschinentelegraphen.

Sie müssen jetzt dicht an die feindlichen Schiffe herangeskommen sein. Vielleicht lauert schon der heimtückische Sporn irgend eines Panzers dicht unter der Oberfläche auf sie, bereit, ihnen einen tödlichen Empfang zu bringen. Und sie sind vollständig machtlos dagegen, rennen in blinder Verzweiflung vielleicht im nächsten Augenblicke ihrem Fahrzeuge selbst die kalte Stahlspitze in den Leib.

Das ganze Boot zittert leicht unter dem Stoß der Maschine wie ein gehetztes Tier, das in verzweifelter letzter Kraftanstrengung schon alle Qualen des nahen Todes empfindet. Einen Augenblick trommelt der Kapitän nervös gegen die Aluminiumplatte des Tisches, dann drückt er den Hebel im Maschinentelegraphen auf: „Stop!“

„Stop!“ — Kontrollmeldung.

Das Brausen am Hinterteil hört zugleich auf, aber das sanfte Rauschen des an den Wänden dahingleitenden Wassers ist fast noch aufregender.

Mit krampfhaft zusammengebissenen Zähnen preßt der Kapitän das Gesicht gegen die dicke Glasscheibe des Übergangs. Hellles Licht fällt ihm entgegen, obgleich der Hydrobarograph auf zwei Meter Tiefe steht.

Da oben scheinen jetzt alle feindlichen Fahrzeuge ihre Blenden aufgestellt zu haben, um das Meer nach irgendeinem Anhalt für den gesangenen Verdacht abzusuchen.

Er sieht deutlich die Umrisse der Wassertiere, unter denen sein noch in leichter Fahrt befindliches Fahrzeug dahingleitet. Seesterne werfen ihre vieleidigen Schemen herab. Ein Hammerhai glotzt mit seinen teleskopartigen Augen herab auf den riesigen Wasserbewohner, dessen Glieder aus Stahl, dessen Flossen aus Bronze sind.

Dicht über ihm, nur durch das Glas getrennt, hat sich ein riesiger Polyp an den Wulsten der Nietfügen festgefugt und läßt sich mitschleppen, als könnte er es nicht erwarten, der erste zu sein, der aus den Leibern der Männer da unter ihm das rote, warme Lebensblut trinkt.

Plötzlich scheint dem Kapitän das Blut in den Adern zu ersticken. Seine Blide

werden zu spüren, kalten Eisnadeln. Da, über ihm erscheint ein mächtiger, breiter Schatten. Dichter und dichter wird er, schwächer und bestimmt und fliegt heran wie eine Wölfe im Sturmwind.

Der Kapitän kennt diese furchtbare Erscheinung, eigentlich hat er ja nichts anderes erwartet.

Es ist einer der feindlichen Kreuzer, der da oben auf ihn zujagt. Die werden sich freuen, wenn sie an Bord den Stoß fühlen, der ihnen hier unten den grausigsten Tod bringt. Sie wissen nicht, welcher Zufall ihnen da einen wehrlosen Feind vor den spüren Rammdorn legt. Sie brauchen nur drauslos zu fahren, den Ohnmächtigen mir zu überrennen. — Warte mir noch einige Augenblicke, blutgieriger Polyp, dann darfst du dein Festmahl halten!

„Sinkventile auf!“ schaltet der Kapitän das Kommando ein und schreit es dazu laut heraus, als könnte er dadurch die Tätigkeit der Maschine beschleunigen.

Langsam rückt der Beiger am Hydrobarographen im Kreise nach rechts, Millimeter um Millimeter: Zweieinviertel, Zweieinhalf, Zweidreiviertel....

Ihn Dawub weiß, daß er mindestens bis auf neun Meter sinken muß, um den furcht-

baren Gegner unschädlich über sich dahingleiten zu lassen.

Der kommt näher und näher. Sieben... acht... acht... acht... Meter... Jetzt ist er da, — jetzt —! Ganz finster ist es über ihm. Er preßt die Handflächen vor die Augen. Nicht sehen, das Schreckliche, Grausige!

Jetzt — ein Stoß — ein Knirschen wie von reißendem Stahl und Eisen — das Boot zittert und kreiselt. Der Kapitän wird zu Boden geschleudert. Über sich hört er die wilden Schlüsse eines Propellers, der das Wasser peitscht. Er springt wieder auf die Füße und wundert sich, daß die salzige Flut nicht hereingeströmt kommt, um sein Fahrzeug auf den Grund zu drücken. Über ihm wird es allmählich heller und heller. Der Schatten gleitet geräuschlos vorüber.

Lebenshoffnung zuckt durch seine Nerven. Kein tödlicher Stoß, nur eine Kollision! Wenn auch eine schwere!

Woher naht nun wohl die nächste Gefahr, vielleicht die letzte? Lauert sie schon über ihm? Oder jagt sie in Gestalt eines mit Dynamit gefüllten Torpedos auf seine Flanke zu? Jetzt muß er sich orientieren, muß das Letzte wagen!

„Pumpen an!“ gibt er Kommando.

Die Kolben sangen an zu schluchzen. Lang-

sam hebt sich der „Durmitor“ zur Oberfläche empor.

Die Scheinwerfer wandern oben allmählich ab. Der Kapitän des Kreuzers triumphiert und befiehlt, durch Markonideyesche die Nachricht an den Admiral zu geben: „Spion in den Grund gerammt!“

Die Austrittsverschalung um ihn ist aufgerissen und wie nasse Pappe zerstört. Das war also der Stoß! Ihn schaudert. „Fünfzehn Centimeter tiefer, dann lagen wir am Grunde!“ murmelt er und schwär, innerlich noch zitternd, nach den feindlichen Fahrzeugen.

Die liegen ihm jetzt im Rücken. Er erkennt deutlich ihre landeits abgeblendeten Decklichter. Noch ist er nicht weit von ihnen weg, aber die freie See liegt vor ihm, und die kennt er und ist mit ihr befreundet.

Er kehrt zurück, läßt die Verschalungen schließen, den Peristopfmast wieder aussen und „Maschine unter voller Kraft“ laufen. Dann geht er zu seiner Mannschaft in den Maschinenzimmer, um sie aufzulären, denn er weiß, daß sie, wie er selbst auch, schreckliche Augenblicke ausgestanden haben.

Sie sind noch sehr bleich, aber wie sie nun ihren alten Kapitän mit dem ruhigen Antlitz eintreten sehen, fallen sie einander in die Arme und triumphieren: „Gerettet!“

Die Belohnung. Humoreske von Georg Persch.

Nachdruck verboten.

„Meine Zeit ist man knapp,“ war die Antwort. „Geben Sie mir schon so das Geld!“

„Aber zwischen Tür und Angel erledigt man doch vergleichsweise nicht. Treten Sie gefälligst näher!“

Das lang trok des „gefälligst“ fast wie ein Befehl, und widerwillig brummend leistete ihm ein hagerer Mensch in schäbiger Kleidung Folge.

Der Rat ging ihm in das Wohnzimmer voran. „Hier, bitte!“ Und dann pfiff er Flock. „Auch du kommst mit herein, du bist ja gewissermaßen die Hauptperson.“

Frau Böhme wurde nicht aufgefordert, wohl, um sie nicht unntig ihrer hauswirtschaftlichen Arbeit zu entziehen.

„Also, Sie erheben Anspruch auf die Belohnung, die ich für das Wiederbringen meines Hundes ausgezahlt habe?“ fragte der Rat, nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen.

„Habe ich ihn etwa nicht gebracht? Ist er Ihnen durch die Lust augeflogen?“

„Sie haben ihn gebracht, daran ist kein Zweifel. Aber wie sind Sie zu dem Hund gekommen — das würde ich noch gern.“

Der Hagede drehte ungeduldig seine Mühe zwischen den Fingern.

„Ich bin nicht zu dem Hund, sondern der Hund ist zu mir gekommen, und es ist bald erzählt. Wie ich vor acht Tagen noch 'n Bißchen an die frische Luft gegangen war und durch die Anlagenbummelte, in meine schönsten Gedanken versunken, kriegt ich auf einmal 'n sanften Stoß in die Kniekehle. Ich achte erst kaum darauf, aber da stößt es wieder, und wie ich mich umdrehe, ist hinter mir ein Hund.“

„Was willst du?“ fragte ich ihn. Er antwortete nicht; entweder konnte er nicht sprechen oder es war einer von den ganz Schlauen, die so tun, als könnten sie nicht. Und ich gebe weiter.

„Na, dann darf ich also wohl um die Belohnung bitten!“ Und eine breite Hand kam zum Vortheile.

„Ah, Sie haben den Hund gebracht!“ sagte der Herr Rat Schröder gedehnt. „Kommen Sie mir herein!“

Augen — mit Augen, wie sie bloß 'n Hund hat. Und ich sage: „Ach, du hast wohl deinen Herrn verloren und bist hungrig?“ Und da ist mir doch, als ob er mit seinen Augen zwinkert, was „ja“ heißen sollte. Ich bin selbst man ein armer Kerl,

aber für eine notleidende Kreatur gebe ich das lezte hin. Und weil Hunde für so was eine feine Nase haben und wissen, ob man's schlecht oder gut mit ihnen meint, so hat's auch wohl der hier gleich herausgehabt, und ich habe ihn nicht wieder los werden können. Nicht wahr, Flockchen? Und daß er nicht gedarbt hat in den acht Tagen,

können Sie ihm ja ansehen. Er hat aber auch 'n gesegneten Appetit gehabt. Beim Marktuttergeld ist nicht zu viel. Dreißig Mark die Belohnung, zehn Mark für Essen, Trinken und Logis — macht vierzig Mark.“

Und wieder streckte er die Hand aus.

Der Rat machte noch keine Miene in die Tasche zu greifen.

„Wäre es nicht Ihre Pflicht gewesen, der Polizei zu melden, daß Sie einen fremden Hund zu sich genommen haben?“ meinte er mit einer deutlichen Schärfe im Ton.

„Der Polizei! Was hatte denn Ihr Hund getan, daß ich ihn mit der Polizei in Konflikt bringen sollte?“

„Sehr gut! Für sich selbst hatten Sie nichts zu befürchten!“

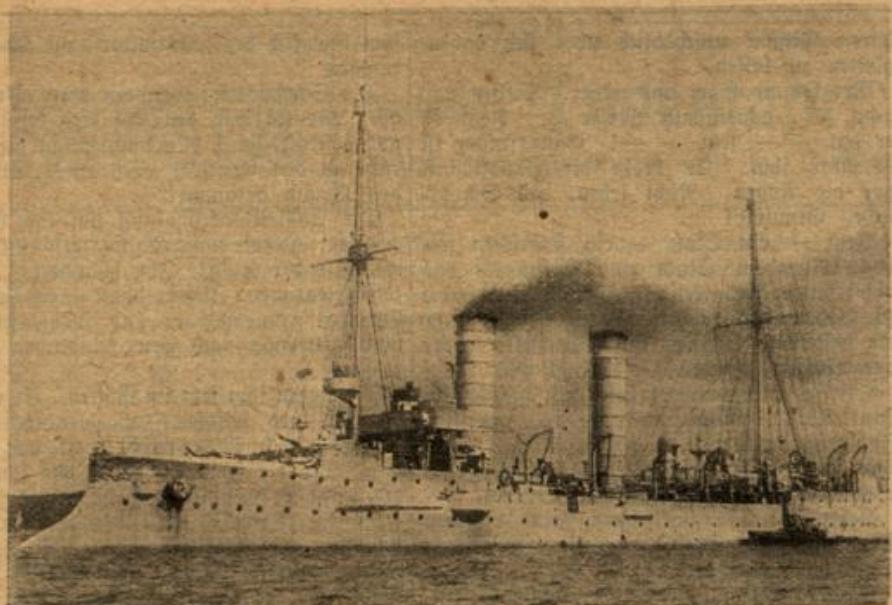
„Ich weiß gar nicht, wie Sie reden! Geben Sie mir endlich mein ehrlich verdientes Geld!“

Rat Schröder glich jetzt einem Anläger, der mit vernichtenden Waffen ausgerüstet ist.

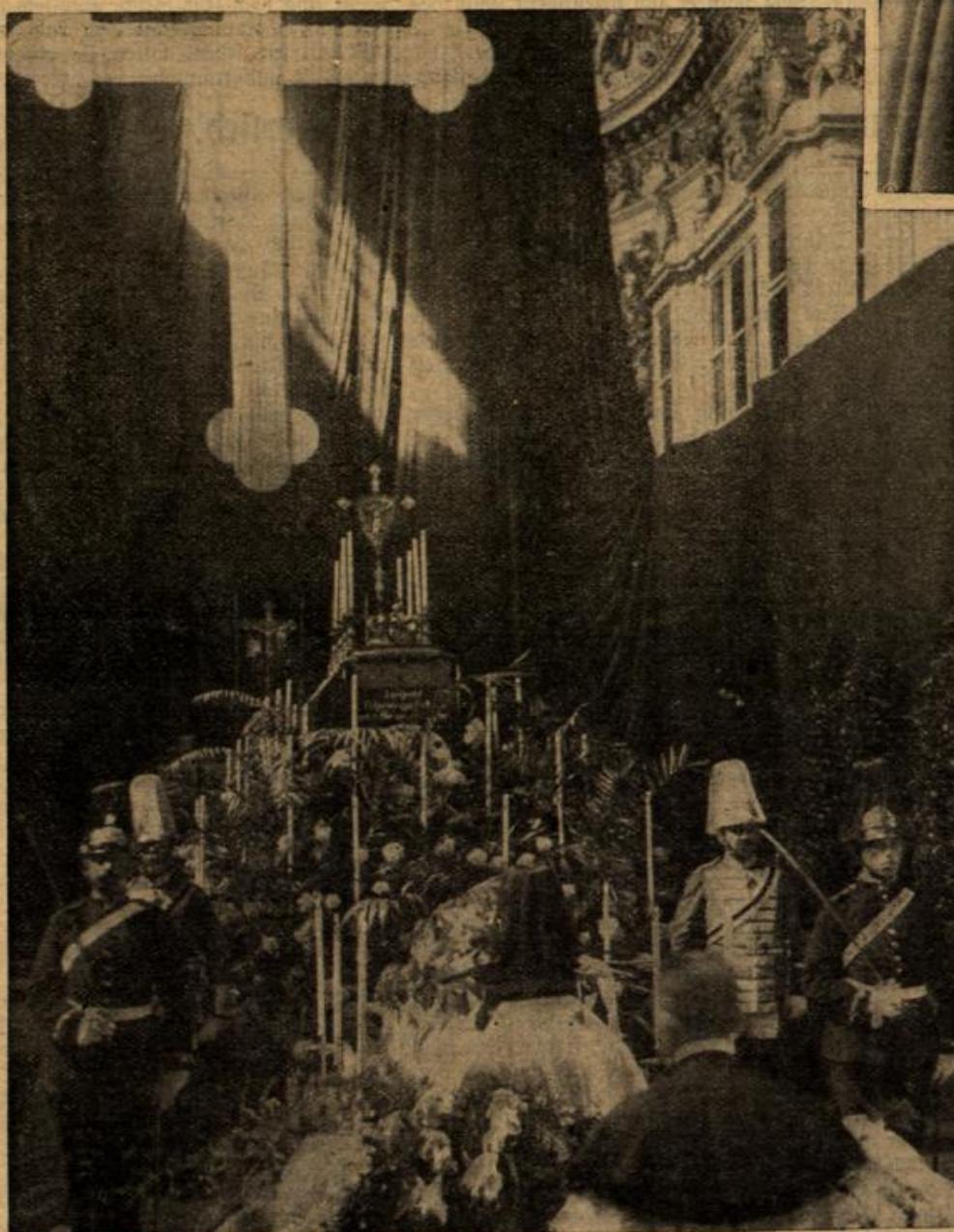
„Ehrlich? Ja, für ehrliche Leute war die Belohnung bestimmt. Und deshalb haben Sie nicht das mindeste Unrecht daran. Der Hund ist Ihnen nicht nach und zugelaufen, Sie haben ihn entführt, gestohlen!“

„Nun wird's aber — —“

„Wollen Sie leugnen? Ich habe Sie an dem Abend, als mein Flock verschwand, in meiner Nähe bemerkt. Sie standen vor demselben Schaukasten, in das ich sah. Das

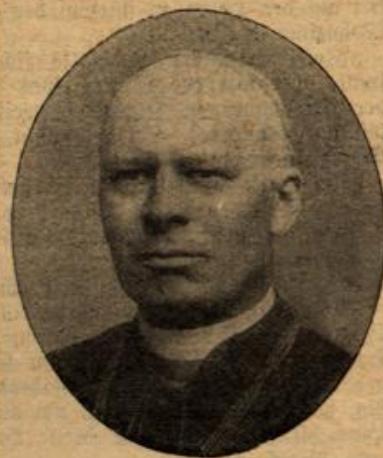


Zum Seekampf bei Helgoland.
Der nach ehrenvollem Kampf gegen die Übermacht gesunkene kleine Kreuzer „Ariadne“.



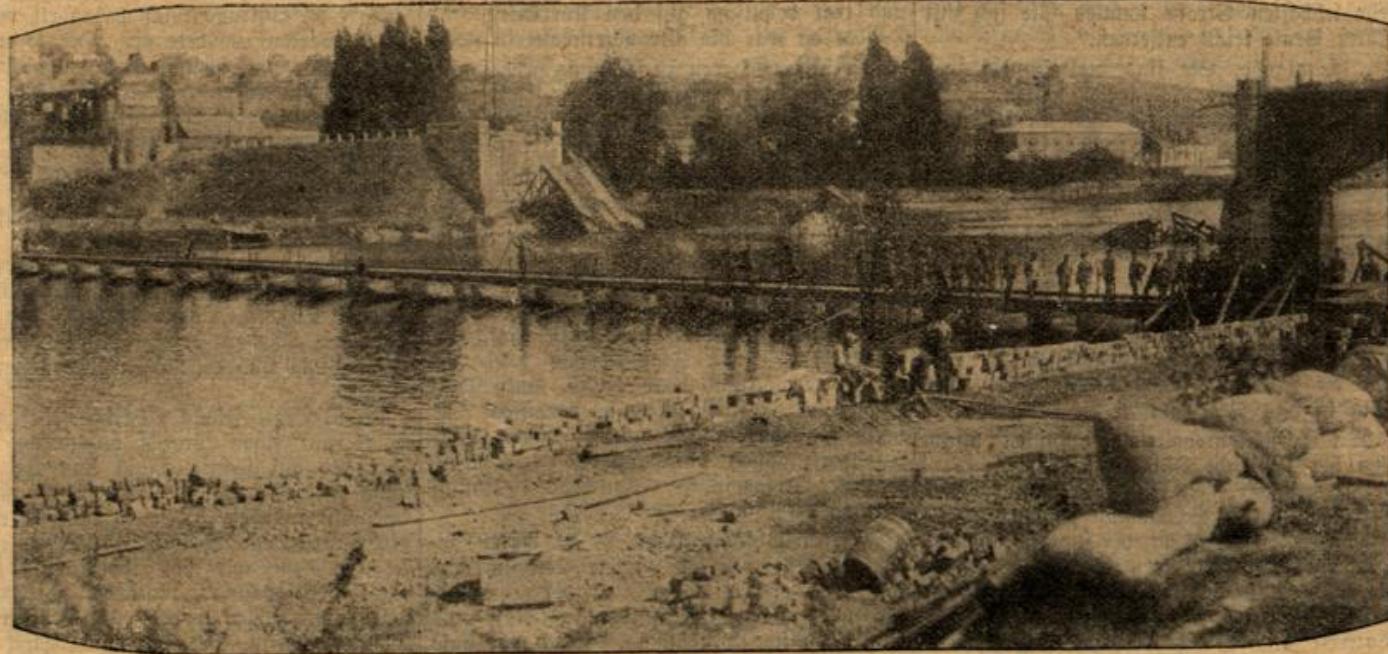
Aufbahrung des Erbprinzen Rudolf in der Cajetan-Hofkirche zu München.

Benedikt XV., der neue Papst.
Papst Benedikt XV. entstammt der altadeligen lombardischen Familie der Marchesi della Chiesa. Diesem Namen entsprechend führt die Familie eine Kirche in ihrem Wappen. Schon im 12. Jahrhundert wurde die Familie in Saluzzo bekannt. Das reiche Adelsgeschlecht verbreitete sich über Oberitalien, ein Zweig kam nach Genua, seine Mitglieder dienten als Admirale der berühmten genuesischen Flotte. Diesem Zweige entstammt Papst Benedikt XV. Geboren 1854 besuchte er das Gymnasium zu Genua, studierte an der Universität Zürich und trat dann in das Priesterseminar zu Rom ein. Dort erwarb er auch den theologischen Doktorgrad.



Dr. Wikowski,
der neue Erzbischof von Posen.

Die Deutschen im Feindesland.



Eine von deutschen Pionieren erbaute Ponton-Brücke: Die Brücke bildet den Ersatz für die von den Belgien gesprengte Maas-Brücke.



Sechs Kaisersöhne im Felde: Prinz Eitel-Friedrich (X) auf einer Eisenbahnfahrt in Feindesland.

Bewunderte Gardisten erzählten über die Kämpfe bei St. Quentin folgendes: Drei Tage standen wir in ununterbrochenem Gefecht, schließlich haben wir aber doch den Feind zurückgeworfen. Da hätten Sie einmal unseren Prinzen (Eitel Friedrich) sehen müssen. Beim letzten entscheidenden Vorsturm ergriff der Prinz die Trommel eines gefallenen Tambours, schlug sie selbst und rief: „Vorwärts, Kameraden, vorwärts!“ Das gab frischen Mut, und mit Todesverachtung stürzten wir uns auf den Feind. Die Schlacht wurde gewonnen.

weitere ist einfach. Sie benutzten das Menschengebräuge, dem Tier eine Schlinge überzuwerfen und es mit sich zu ziehen. In der sehr lebhaften Straße konnten Sie sich mit Ihrer Beute leicht entfernen."

"Ich glaube, Sie sind mal Hundesänger gewesen, daß Sie so genau wissen, wie's gemacht wird," spottete der Beschuldigte. "Aber Sie irren sich, 'n Kollegen haben Sie nicht vor sich. Die vierzig Mark im guten, oder ich verlasse Sie."

"Vorher möchte ich wenigstens um Ihren Namen und Ihre Adresse ersuchen," sagte Herr Schröder kalt.

"Emil Schulze, Blumenstraße 188, Hinterhaus, 4 Treppen."

"Warten Sie einen Augenblick, ich will nur im Adressbuch nachschlagen." Der Rat ging in das Nebenzimmer.

Mitverständnisvollem Kopfnicken blickte ihm der „ehrliche Finder“ nach.

"Kennen wir. Er telephoniert an die Polizei, daß sie 'n Schutzmann schicken. Pst!" Ein leises Schnalzen mit der Zunge. Schweifwedelnd folgte Flock dem Lockruf. Der sogenannte Emil Schulze fraute ihm den Kopf. "Was sagst du zu dem Benehmen deines Vaters? Ist es nicht ruppig? Anstatt froh zu sein, daß er dich wiederhat, denkt er bloß daran, die Belohnung zu behalten.

War dein Adoptivvater nicht zehnmal besser als der Rabenvater? Komm, mein Flockchen!" Er nahm das Tier unter den Arm und trat behutsam auf den Korridor.

Aber da war die alte Wirtschafterin noch.

"Er ist dem Herrn zu schmutzig geworden," erklärte er treuerzig, "und ich soll ihm scheren und waschen lassen. Sie möchten mir für die Auslagen 'n Taler mitgeben."

Sie hatte nur ein Fünfmarkstück.

"Ist ja ganz egal, ich bezahle nicht mehr, als es kostet, und das andere gebe ich Ihnen nachher wieder."

Und schon war er mit dem Hund und dem Fünfmarkstück auf der Treppe — — —

Herr Rat Schröder hatte jede Hoffnung ausgegeben, seinen Flock jemals wiederzusehen. Der Hund war dahin, und Frau Böhme würde auch sein Haus verlassen. Sie hatte im Verlauf der unerquicklichen Auseinandersetzungen, die sich an das abermalige Verschwinden Flockens geknüpft hatten, gesündigt.

Doch eines Vormittags — es waren gerade vier Wochen seit obigem Ereignis verflossen — gab es draußen an der Korridorwand wieder ein tolles Freudengeläuff und eine stürmische Begeisterung. Flock war aufs neue da. Der ihm brachte, war aber nicht wieder Herr Emil Schulze aus der Blumenstraße —

straße — die Polizei hatte ihn dort merkwürdigerweise vergeblich gesucht — sondern der Angestellte eines Hundearzts.

"Flock sei auftragsgemäß behandelt und geheilt worden, meldete er. Der Herr Rat möge sich nur überzeugen: das Tier sei munter und gesund, habe nicht die Spur Herzversetzung und Asthma mehr, könne rennen, springen, schläge brillant, das Essen schmele ihm, kurz, es sei alles wieder in bester Ordnung.

Der Rat begriff nicht. Er habe doch dem Arzt keinen Auftrag gegeben.

Aber der den Hund eingeliefert, wurde ihm erwidert, habe ein Schreiben des Eigentümers vorgelegt, des Inhalts, daß Tier auf vier Wochen in sorgfältigste ärztliche Behandlung und erstklassige Verpflegung zu nehmen.

Da überlegte Flock glücklicher Besitzer, ob er es auf einen Prozeß ankommen lassen oder die auf sechzig Mark lautende Rechnung begleichen solle. Und weil er an seine eigene Gesundheit dachte, verzichtete er auf den Prozeß und bezahlte. Alsdann rief er Frau Böhme und gab ihr dreißig Mark.

"Die Belohnung", sagte er, "die ich damals nicht zahlen wollte. Es ist Ihre Belohnung, wenn Sie mir und Flock nicht verloren gehen. Auch das möchte mir ja nur wieder noch teurer werden."

Mene tekel. Skizze von Paul Burg.

Nachdruck verboten.

Das war nun schon so: Peter hatte gestohlen! Er trug den fremden Taler in der Tasche und spürte ihn wie einen heißen Brandstiel auf seinem Leibe.

"Peter, trag' die Heste in meine Wohnung hinüber!" hatte ihn der alte Lehrer mit den blauen Packen Dittaheste in die Kantorwohnung geschickt. Die Türen waren offengestanden, Frau Kantor nicht zu sehen. So war Peter ins Studio des stillen, strengen Herrn Kantoors getrottet und hatte die Heste auf den Schreibtisch gelegt. Hatte sich jetzt im Zimmer umgesehen und da — was war denn das? — auf der Kommode zwischen den Fenstern ein Schiff, ein wunderschönes, blankes Schiffsmodell erblickt. Das hatte sicherlich Cölestin, der Sohn des Herrn Kantoors, der auf der Kunsschule war, geschnitten. Das war sicher für Martin, den zweiten Kantoorschönen, ein Geburtstagsgeschenk. Was so ein Schiffchen wohl kosten mochte? Einen Taler auf jeden Fall.

Peter sah sich neidisch in der behaglichen Kantoorschüre um. Ja, die hatten es gut; bei ihm zu Hause war es fahl, und es roch in den engeren niederer Räumen nach Viehfutter und Moder. Er möchte auch einmal so ein Schiffchen auf den Auenlachen schwimmen lassen, wenn die Sonne schien und der Wind ging. Das war sein!

Seine großen Augen sahen sich feindselig und ärgerlich in der Stube um, sahen auf dem Mitteltische, auf der weißen Häkeldecke, breit und blank einen Taler liegen.

Huh! Da liegt ja, da liegt ja ein Taler!

Peter blickte sich erschreckt um. Es war ganz still in der Stube und draußen. Nur sein eigenes Herz hörte er laut und schnell in der heißen Brust klappern. Auf Zehen spitzen schllich er einen Schritt vor, sah auf das Schiffchen und auf den Taler, von einem zum anderen, warf eine Hand vor und riß das Geldstück an sich.

Peter stowste es in die Tasche und rannte aus der Tür, über den Flur, treppab. Grad

lauete es die Pause ein. Mit einer hastigen Lustigkeit trat Peter unter seine Freunde.

Die letzte Stunde an diesem Morgen war Singen. Peter, auf der zweiten Bank der Leste, sang heute mit fremben Lippen. Er spürte den harten Taler heiß in seiner Tasche, krallte die Finger darum und zog den Atem schwer durch die Brust, stieß ihn wie diese Seufzer aus, daß sein Nachbar Fizi Michel sich ein paarmal erstaunt zu ihm umwandte.

Als die lange, laute Singstunde endlich aus war, rannte Peter allen voran nach Hause, hielt es aber nicht aus, auf die Mutter zu warten, die Mittags das Essen für die Kinder aus ihrer Zugehörlage mitbrachte. Er lief aus dem Dorfe, in die Aue.

Bei der großen Badelache, der man bis auf den hellen Kiesgrund sehen kann, lag er im Grase und starrte ins Wasser. Einen Taler hatte er, konnte sich ein schmuckes Schiffchen kaufen und hatte doch keine Freude daran, weil er den Taler von der Höckeldecke in der Kantoorschüre weggenommen hatte. Jetzt würden sie das Geld vermissen, suchen, ihn im Verdacht haben, weil er in der Stube gewesen war.

Peter hatte große Angst. Das Dorf im Auge, erhob er sich und schllich an den Weidenbüsch hin. Wenn er das Geld wegwirfe? Er fachte in die Tasche und packte mit stoßendem Griff das Silberstück.

Da — ein Schritt und ein Schelten. Breit stand in seinem grünen Waffenrock mit den blauen Knöpfen der Herr Gendarm neben dem Wiesenbusch. Sein roter Schnauzbart stach grimmig in die Sonne.

„Ha!“ schrie Peter auf und taumelte zurück.

„Bengel, fall' mich nich ins Wasser!“ packte ihn der Gendarm und ließ mit einem knurrigen „Mach' dich fort!“ den zitternden Knaben los.

Peter rannte, daß ihm die Beine flogen,

über die Wiesen hin, bis an den Wald, zwischen den Bäumen, unaufhörlich.

Wo die Tannen weiches Dämmern übers Dickicht breiten, blieb er endlich stehen und lehnte sich atemlos an einen Stamm. Er fühlte nach dem verruchten Taler in der Tasche, fachte einen harten Knubben Brot und zerknabberte ihn mit gierigen Bähnen, gedankenlos. Das machte ihn müde, er warf sich ins Gras und schlief ein.

Peter hatte selige Träume: die Mutter buß Lungenmus, und der Vater erzählte aus seiner Soldatenzeit. Das gab viel Spaß.

Als er aufwachte, stand die Sonne schon tiefs, Abenddämmer wehte im Walde. Peter bewußt sich sogleich auf seine Tat. Wenn er den Taler jetzt wegwarf?

Ein Rollen und Dröhnen im Walde ließ ihn die Hand leer aus der Tasche ziehen. Dommer? Es zog ein Gewitter heraus, und er würde nicht daheim sein; die Mutter hatte immer eine große Angst vor dem Gewitter. Er sah ihre müden, wehen Augen zwischen den Bäumen und hörte sie rufen, ganz nahe: Peter, wo bist du? Komm nach Hause!

Da machte er sich auf und rannte waldaus, erreichte die Landstraße und stürmte weg. Hinter ihm erhob sich ein Wind und segte den Staub hochauf. Der Himmel war schwarz ringsum und die Luft heiß und schwer von nahen Wettern.

Peter sah das Dorf und lief darauf zu. Steil auf stieg der weiße Rauch aus dem Fabrikshornstein gegen den tiefdunkeln Gewitterhimmel. Lautlos wie Federdaunen wirbelte ein Taubenschwarm gegen die drohende Bläue auf und verschwante.

Der Sturm brach los und segte hinter Peter her, riß ihm den Rock, die Tasche, wo der Taler, der gestohlene Taler steckte, fast vom Leibe.

Die ersten Regentropfen fielen schwer auf das lechzende Land. Keuchend rannte Peter auf das Dorf zu, fast trug ihn der Sturm,

der weisend die Bäume am Wege weitsichtete. Nun brach der Regen los auf den abgehenden Jungen, der, des Laufens müde, sitzend einhielt, einen Unterschlupf zu suchen.

Es war nachtduin geworden auf der Landstraße, als der erste Blitz schloßgelb prasselnd niederschrütt. Kaum zehn Schritte weit sah Peter im lodernden Feuer ein finstres Häuschen, eine offene Tür, das eiserne Transformatorhäuschen. Der Wärter war nebenan unter den offenen Dachschuppen getreten, wo die großen Kabelrollen lagen.

Mit letzter Kraft huschte Peter in das Transformatorhäuschen. Hinter ihm warf der Sturm schmetternd die schwere Eisentür zu.

Da stand der Junge nun im stockdunklen, engen Raum, spürte das kalte Eisen vor sich und im Rücken, an den Seiten, hörte ein unablässiges leises Summen und Brummen drinnen in der Finsternis und Enge, erzitterte vor dem Donnern und Dröhnen draußen.

Zischend fuhr eine blaue Flamme vor ihm aus dem Eisen auf, zündete hoch und er-

losch. Ein Krachen draußen, drinnen ein blendender Blitz, der zum Greifen nahe zwischen seinen Augen auf und niederzuckte.

Peter bebte gegen die Tür, das kalte Eisen im Rücken und hielt sich ganz steif an seinen müden Füßen, als stände er beim Turnen in der Front. Der Kantor hatte ihnen in der Naturbeschreibungslunde die Elektrizität erklärt und sie gewarnt, ja seinem Draht, kein Metall an der Leitung zu berühren. Augenblicks wäre man von dem Hochstrom tot. Sterben? Nein, nicht sterben, nicht sterben! schrie es in Peter. Er fühlte den gestohlenen Taler wie glühendes Blei in seiner Tasche und wagte nicht, die Hand danach zu rühren. Er wollte ja auch kein Schiffchen haben, wollte mit Steinen und Hölzern an der Lache spielen, wollte immer folgen und fleißig sein, nur nicht sterben hier.

Da zischte wieder ein Blitz aus dem Drahtgewirr, zündete gedankenschnell an der Eisenfläche hin und verschwand. Peter starnte mit aufgerissenen Augen ins Dunkel, sah Blitz um Blitz, ballte die Fäuste, preßte die müden Sohlen fest auf den Boden, hielt sich

starr und steif, daß er nicht in das Flammenringeln sinken und verbrenne.

Die Augen taten ihm so weh, der Kopf wirbelte ihm. Er schrie auf, wenn die Funken und Flammen vor ihm ausschossen. An weißer Wand von Flammenhand — Belsazar! Das hatten sie vorgestern in der Schule gehabt, wie Gott dem verruchten Belsazar in feuriger Schrift sein Ende weissagte: Mene tekel, mene tekel upharsin!

Die Hände konnte er nicht falten, sie hingen Peter wie abgehackt am Leibe. Er hob den Kopf und betete unter strömenden Tränen: „Lieber Gott, lieber Gott, ich will's nie wieder tun; mach mich fromm, daß ich in den Himmel komme.“ Amen!

Der Donner draußen wurde schwächer, die Blitze drinnen vor Peters Augen kleiner. Sie zuckten und zischelten nur noch wie mahnende Sternchen vor ihm: Tu's nie wieder!

Er sank gegen die Tür. Die Sinne schwanden ihm.

Als der Wärter ausschlief, fiel ihm der ohnmächtige Knabe steif in den Arm.

Am anderen Morgen beichtete Peter dem Herrn Kantor seine Sünde und Strafe.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Lederhändler: Kam morgen leider nicht zum Skatspielen kommen, meine Herren, da ich geschäftlich verreisen muß — bei mir ist eben jetzt „Haut-Saison“.

* * *

Nicht verlegen. Logistfrau (zum eingezogenen Studenten): „Hören Sie, um 10 Uhr wird das Haus zugemacht!“ — Student: „Macht nichts, um diese Zeit sitze ich schon lange auf der Kneipe.“

Modern. „Dichter wollen Sie werden? ... Haben Sie denn Talent dazu?“ — „Nein, aber 's Geld!“

Im Konzert. „Es muß schrecklich sein, wenn eine Sängerin meint, daß sie die Stim-

me verloren hat.“ — „Aber noch viel schrecklicher, wenn sie das nicht merkt, mein Lieber.“

Beweis. „Ist dieser Rembrandt auch echt?“ — „Das merken Sie doch schon am Breife, Herr Kommerzienrat.“

Ein seiner Ort. „Ich habe es schon gehört, hier in diesem Ort soll sehr viel gerauscht werden?“ — Wirt: „Ja, da haben's schon recht, der Bader, der Glaser und der Advokat, die sind in ein paar Jahren reich geworden.“

Grundinnen. „Mein Mann sagt immer, er könne ohne mich nicht leben!“

— „Meiner auch! Dabei hatte ich aber keinen Pfennig Vermögen!“

Seufzer: A.: „Wie schön wäre doch das Leben, wenn die verspilten Schulden nicht da sein würden. Man darf gar nicht daran denken.“ — B.: „Ich denke auch gar nicht daran, aber meine Gläubiger um so mehr.“

Die Gräzieherin. Mutter: „Diesen schrecklichen Eigentümlichkeiten hat der Junge von meinem Mann geerbt.“ — Besucherin: „Den werden Sie ihm auch nicht abgewöhnen!“ — „O, ganz gewiß; ich habe ihm meinem Mann auch abgewöhnt!“

Höchstes Entzücken. „Wer war das ein galanter Richter, mit dem ich heute beim Zeugenverhör zu tun hatte . . .“ — „Wieso?“ — „Er fragt mich: Wie jung sind Sie?“

Verschrankt. „Herr Meyer zu Hanse?“ — „Bedaure; er ist für drei Monate verreist!“ — „Ach, er wollte doch erst nächste Woche fahren?“ — „Gewiß . . . aber er ist diesen Morgen schon geholt worden.“

Die bessere Aussicht. Mutter: „Wenn du schon Spezialarzt werden willst, mein Sohn, so werde lieber Bahn- statt Ohrenarzt; Bähne hat der Mensch zweihunddreißig, Ohren aber nur zwei.“

Zweideutiges Lob. „Verbindlichen Dank, Herr Rechtsanwalt, ich habe meinen Prozeß großartig gewonnen!“ — „Habe ich Sie denn vertreten?“ — „Nein — aber meinen Gegner!“

Unüberlegt. Arzt (einen Bekannten auf der Straße treffend): „Sie haben sich ja lange nicht bei mir sehen lassen — waren Sie krank?“

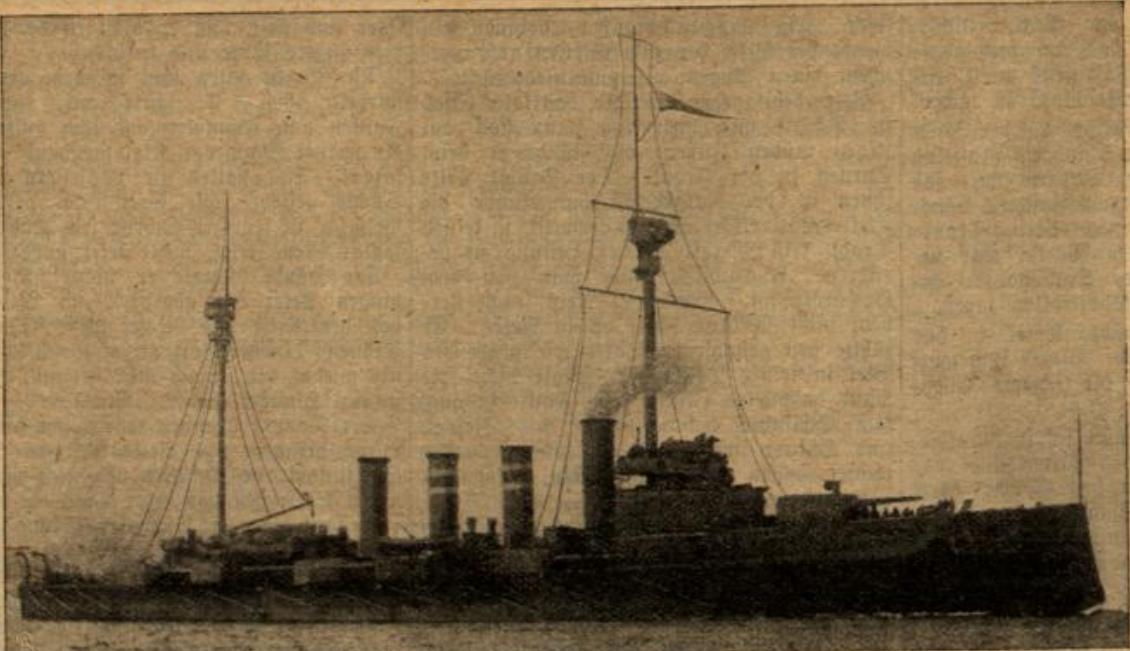
In der neuen Wirtschaft. Jungfrau: „Sag' mir mal aufrechtig, Männer, schmeckt dir das Essen im Gasthaus besser als bei mir?“ — Mann: „Keine Idee, liebes Kind, dein Essen ist mehr als ausgezeichnet, nur, weißt du, ein Gutes hat man im Gasthause doch, man könnte auf der Speisekarte immer leben, was man überhaupt als.“

Begründeter Vorzug. Gast: „Sie Kellnerin, der Herr da drüben ist viel später gekommen als ich und hat sein Essen schon — und ich muß immer noch auf meinen Braten warten.“ — Kellnerin: „Ja, der wird aber auch immer gleich saugrob, wenn er seine Soh' nicht gleich bekommt!“

Dexierbild.



Wo ist der Lehrer?



Oben: Der englische Kreuzer „Warrior“, der im Adriatischen Meer auf eine österreichische Mine fuhr und unterging.



Mitte: Deutsche Patrouille in einem niedergebrannten belgischen Dorf.



Unten: Die Ausstellungshallen am Zoo als Zufluchtsort: In Berlin zurückgehaltene Russen.